

FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift

14. Jahrgang

März 1998

FAMA



Gott oh Gott

Im Sommer 1980, kurz vor unserem ersten Semester Theologie, ergatterte meine Freundin auf dem Flohmarkt ein Kreuzstichtuch, das während ihres ganzen Studiums über ihrem Bett hing. Rosenumkränzt prangte darauf der Satz:

«Es können Menschen dich verlassen, jedoch dein Gott verlässt dich nicht.»

«Das ist es ja gerade», war der weniger kunstvolle Filzstift-Kommentar, der bald zwischen Spruch und Rosen stand. Das Tuch hat in meinen Augen dadurch gewonnen.

Im Sommer 1980 kauften wir auch die ersten feministisch-theologischen Bücher. «Gott hat nicht nur starke Söhne» (1980) von Catharina Halkes. Und «Ein eigener Mensch werden» (1980) von Elisabeth Moltmann-Wendel. Und verschlangen und diskutierten sie mit ungeteilter Freude. Mary Dalys Buch «Jenseits von Gott Vater, Sohn und Co» (1980) konnte ich nicht einfach so, in der ganz gewöhnlichen Buchhandlung, kaufen. Dabei fürchtete ich nicht den Professor, der mir zufällig über die Schulter schauen könnte, sondern die Provokation, das Ungeheuerliche des Titels. Nachdem ich dann ein halbes Jahr täglich am Frauenbuchladen vorbeigegangen war, kaufte ich das Buch dort.

«Wenn Gott männlich ist, dann ist das Männliche Gott.» Dieser inzwischen vielzitierte Satz war die wichtige Erkenntnis daraus. Mary Daly machte uns die Verflochtenheit von Patriarchat und Gottesbild deutlich. Und weil diese Erkenntnisse uns halfen, uns selbst und unsere Situation zu verstehen, konnten wir nicht genug davon kriegen. So nahm die Furcht ab, nie Gehörtes zu lesen und Ungehöriges zu denken.

In den folgenden Jahren gab es immer mehr feministisch-theologische Literatur. Die einerseits die männlichen Gottesbilder scharf analysierte und auf das dahinterstehende Herrschaftsinteresse befragte, andererseits aber auch hilfreich und lebendig war. Wie wohltuend war es, weibliche Gottesbilder in der

Bibel aufzuspüren, (z.B. angeleitet von Virginia Mollenkott, «Gott eine Frau», 1984); wie spannend, in der Beschäftigung mit matriarchalen Religionen zu erkennen, dass der Trinität die drei Göttinnen vorausgingen (z.B. bei Heide Göttner-Abendroth, «Die Göttin und ihr Heros», 1980); und wie revolutionär, in der wöchentlichen Andacht «Gott» und «sie» zu sagen.

Heute kommt mir die Erkenntnis, dass Gott genauso Göttin ist, sehr banal vor. Lese ich Aufsätze, die sich etwa mit weiblichen Gottesbildern in der Bibel beschäftigen, finde ich sie langweilig (meistens lese ich sie gar nicht). Matriachale Spiritualität ist kein Stichwort mehr, schon gar kein provozierendes. Auch das Nachdenken über eine nicht sexistische liturgische Sprache hat die Faszination verloren – im Rahmen der Frauengottesdienste haben sich neue Formen von Liturgie entwickelt und das Literaturangebot dazu kann sich sehen lassen.

Wir waren uns in der FAMA-Redaktion rasch einig über die Themen, um die es in diesem Heft nicht gehen soll. Dabei ist uns klar, dass wir auf die Erkenntnisse, die wir durch die Bearbeitung dieser Themen gewonnen haben, keinesfalls verzichten möchten. Nur: Was uns Anfang der 80er Jahre faszinierte und beschäftigte, ist keine Herausforderung mehr.

Und das, obwohl sich in der «offiziellen» Theologie und der kirchlichen Praxis nur sehr wenig verändert hat. So läuft eine kaum vermeidliche Spaltung durch manche Theologin, für die auf der einen Seite Erkenntnisse der feministischen Theologie und die Praxis feministischer Spiritualität selbstverständlich geworden sind, die andererseits aber, sollte sie zufällig den Gottesdienst eines Kollegen besuchen, der alten sexistischen Sprache und den dazugehörigen Inhalten unverändert wiederbegegnen kann. Als katholische Theologin muss sie mit dieser unverträglichen Mischung wahrscheinlich innerhalb desselben Gottesdienstes fertigwerden. Und je nach Arbeitsort kann sie es auch kaum wagen, ihre religiöse Sprache im Gemeindegottesdienst zu gebrauchen. Und dass es keine katholischen Priesterinnen gibt, wird immer noch munter mit der Männlichkeit von Gottvater und Sohn begründet...

Aber nicht um kirchliche Strukturen und Verbote soll es uns jetzt gehen, sondern um Gott. Das ist in gewisser Weise neu.

In der FAMA zur feministischen Theologie (1/86) beschreibt Silvia Strahm Bernet deren Arbeitsfelder und Grundfragen. Als Grundthematik beschreibt sie dabei die Anthropologie: «das vielleicht entscheidende ... Arbeitsfeld ist die Analyse der 'Lehre vom Menschen'» Dort fehlten bisher die Fragen der Frauen und nach den Frauen. Wer-

den sie gestellt, führen sie «zu den feministischen Anfragen an das Reden von Gott». «So gibt es denn all diese Untersuchungen ... zu den Überresten der Göttin in der jüdisch-christlichen Tradition, über den Zusammenhang von Männermacht und männlichem Gott, aber auch zu möglichen Alternativen dieses vereinseitigenden Redens.»

Ausgangspunkt der Frage nach Gott ist dabei also nicht eigentlich die Frage nach Gott, sondern die Frage, wie von Gott gesprochen werden muss, damit Frauen von ihm/ihr her vollständiges Menschsein zugesprochen wird. Deutlich wird dies auch an den fettgedruckten Zitaten in derselben FAMA: «Was nützt uns ein Gott, dessen wichtigste Qualität nichts als das männliche Ideal repräsentiert, Macht zu haben, zu herrschen, zu bestimmen?» (D.Sölle)

Diese Frage ist es, die zu der heftigen Diskussion über die Göttin und matriachale Spiritualität (FAMA 3/85) führt. Bei der Lektüre fällt auf, dass sich die eindeutigen Verehrerinnen der Göttin keineswegs scheuen, direkte Aussagen über sie zu machen. Und von der Göttin wird dann direkt auf sich selbst zurückgeschlossen: «Stellen wir uns diese Dreieit vor, die jede Frau zugleich hat, bekommen wir ein unglaubliches Spektrum an Fähigkeiten und Kräften...» (Heide Göttner-Abendroth, S. 5). Probleme der Institution und Tradition sind kein Thema: «Es gibt keine institutionelle Verankerung mit dogmatischer Glaubenslehre, dagegen Entfaltung freier Spiritualität.» (S. 4)

Die Frauen dagegen, die von der befreiungstheologischen Perspektive herkommen, sind vorsichtig. Mit Rosemary Radford Ruether lehnen sie zwar «die Optik ab, die die eine Seite (die mütterliche, heidnische, natürliche) der anderen (der väterlichen, historischen, biblischen) vorzieht», bleiben aber in ihrem redlichen analytischen Denken immer zurückhaltend mit direkten Aussagen über Gott. Sie mühen sich durch sorgfältige Rekonstruktionen der eigenen Geschichte, suchen einen verantwortbaren Umgang mit ihrer Tradition. Der Vorschlag von Rosemary Radford Ruether, «Gott» nur noch historisch zu verwenden, ansonsten aber die unaussprechliche, und daher immer erklärungsbedürftige Vokabel «Gott/in» zu verwenden, macht vollmundige Aussagen ausserordentlich schwierig. In der liturgischen Sprache – die ein aussprechbares Wort braucht – werden andere Bilder und Namen verwendet.

(Eine Vorgehensweise, die in ihrer Scheu an die Praxis der hebräischen Bibel erinnert.) Auch dabei gilt es achtsam zu sein: wird der Vater im Himmel einfach durch die Mutter ersetzt, bleiben wir ewig Kinder. Und Theologinnen wie Dorothee Sölle machen auf die Notwendigkeit aufmerksam, Symbole zu finden, die nicht einseitig Transzendenz, sondern Verbundenheit ausdrücken: Wasser des Lebens, Licht, Tiefe...

Dieser Bilder auflösende Prozess wird noch einmal verstärkt durch Carter Heywards Nachdenken, das in seiner Nähe zum tatsächlichen Leben vielen Theologinnen (und einzelnen Theologen) einleuchtet. Sie beschreibt Gott als «power in relation» – apersonal und jenseits aller vorstellbaren Bilder. (C. Heyward, Und sie rührte sein Kleid an, 1986).

Die Bilder, das Bild für diese FAMA war darum als erstes klar: Es ist der leere Stuhl, der verlassene Thron (der wiederum dem leeren Thron des alten Gottes im Ersten Testament zum Verwechsell ähnlich sieht, nur seine Pracht eingebüsst hat.)

Über die Person (oder eben nicht Person), die den Stuhl verlassen hat, haben für einmal nur die FAMA-Redaktorinnen geschrieben. Der Fragehorizont hat sich verschoben: wir blicken nicht mehr von unseren Defiziten her auf ein defizitäres Gottesbild und versuchen beide Defizite zugleich zu beheben. Sofern uns vollständiges Menschsein vorstellbar ist, gilt das inzwischen auch für Frauen. Auch wenn die gesellschaftliche Praxis noch nicht so weit ist: Welche von uns denkt von sich noch als von einem defizitären Wesen? Wir brauchen also keine himmlische Garantie für unsere Gleichwertigkeit. Die patriarchalen Gottesbilder sind als Kostüme entlarvt und wir haben – wenn wir Bilder brauchen – eine Vielzahl möglicher Bilder für Gott gefunden. Der Suchprozess der letzten Jahre hat uns auch gelehrt, dass es nichts gibt, das wir glauben müssen. Aber wie bringen wir diese Freiheit mit unseren frommen Herzen in Einklang – oder verzichten wir auf das fromme Herz?

Wir waren in der Redaktion selbst erstaunt, wie schnell wir in eine intensive Diskussion verwickelt waren, nachdem wir die inzwischen «klassischen» feministisch-theologischen Fragen verlassen hatten. Es gab ein Suchen und Tasten nach neuen Fragen und Antworten. Es ging um eine feministische praxis pietatis, um den Wunsch, dass es Gott gibt. Um die Frage, wie sie in unserem Leben ins Spiel kommt. Ist er das Loch, das es gäbe, wenn es ihn nicht mehr gäbe? Die leere Kammer in jedem Menschen oder das, was unser Leben offenhält? Verpassen wir die Beziehung zu ihr, wenn wir uns keine Zeit für sie nehmen? Brauchen wir ihn als Schutz gegen die Banalität des Lebens? Bald entdeckte jede die Stelle, an der ihre Auseinandersetzung gerade läuft. Irgendwie läuft sie bei uns allen. Denn das ist es ja gerade: dein Gott verlässt dich nicht.

Dorothee Dieterich

Der Stuhl ist leer

Silvia Strahm Bernet

«Ich hab dir doch gesagt, hier ist niemand.»

«Niemand mehr.»

«Niemand mehr, niemand mehr. Da war nie keiner.»

«Jemand!»

«Was?»

«Jemand, nicht keiner.»

«Ist doch egal: jemand, keiner, niemand mal keiner ergibt rein gar nichts, höchstens vergeudete Zeit. Ich jedenfalls geh jetzt.»

«Dann geh doch. Du warst ja sowieso von Anfang an dagegen, dass wir herkommen.»

«Jetzt sei doch nicht gleich eingeschnappt.»

«Ich bin nicht eingeschnappt, bloss wütend. Ich hätt ja Deine Augen sehen wollen, wenn da jemand gewesen wäre. Das hätt dich glatt umgehauen. Aber auch egal. Jedenfalls ist da wer gewesen. All die Leute, die herauskamen, du hast sie gesehen, das kannst du nicht leugnen. Die waren hier, und aus irgendeinem Grund sind die ja hergekommen, in Scharen sogar. Das muss doch etwas bedeuten.»

«Was ist schon ein Grund. Gründe gibt es Tausende, erfind dir einen, erfind dir hundert. Versteckspiele sind sie, die Gründe, andere Namen für Eitelkeit und Feigheit. Dumm will man nicht sein, auch ängstlich nicht, also kleidet man sich in Vernunft, und die Gier nach Sinn pflanzt sich einen Himmel irgendwohin und darin eine schützende Hand und ein liebendes Herz, damit es auszuhalten ist unter unsereins und mit der allzu kurzen Zeit, die nirgends hinreicht, nie und nimmer nicht. Tut mir leid, aber für mich ist die Sache klar: Der Stuhl ist leer, und was je draufgesessen hat, war ein Phantom, eine Figur, geboren aus Unwissenheit, Angst, Verzweiflung, Gier. Die Wahrheit ist Wachs in den Händen der Sinnsüchtigen, ihr mit eigener Hand entzündetes Licht im Dunkel ihrer Gedanken, Gefühle, Wünsche. Dass es ihnen leuchtet, dieses Licht, das selbstgemachte, wen überrascht es.»

«Ein bisschen Psychologie, ein bisschen Philosophie und ein bisschen aufgeklär-

ter, gepflegter Individualismus und fertig ist die Kritik, mehr ist das ja nicht. Die Wirklichkeit, das bin ich und was ich nicht fühle, was ich nicht brauche, was meinem Ego nicht schmeichelt, das gibt es nicht.»

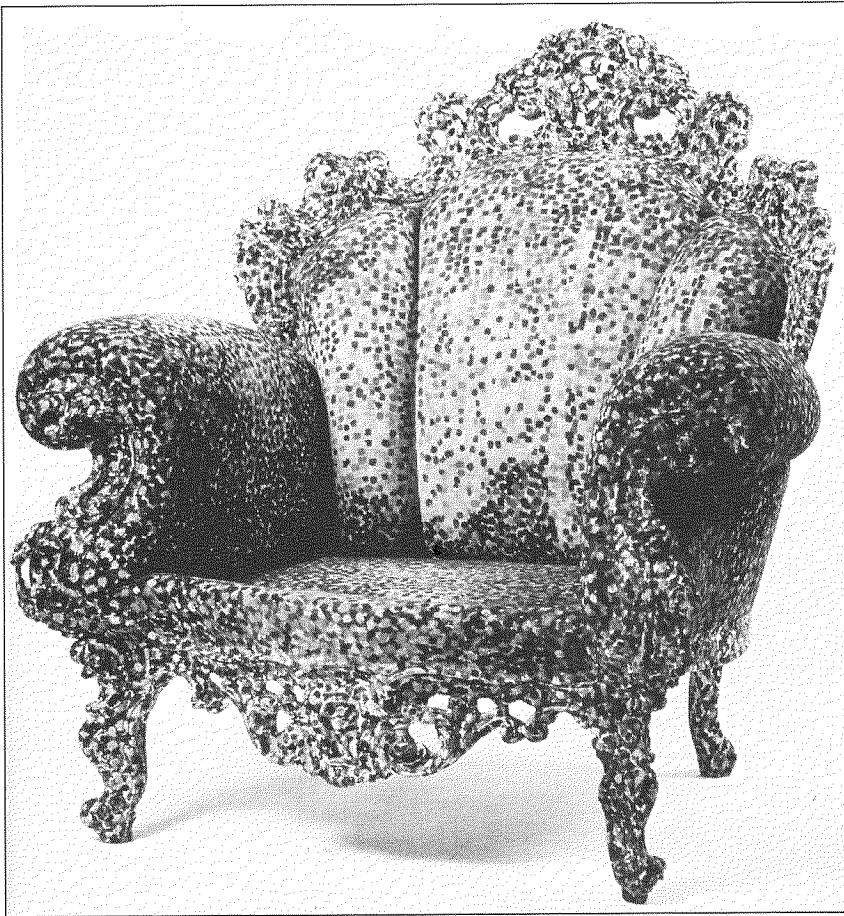
«Ach, so ist das. Du möchtest mich zerknirscht, kleinlaut, verletzt; gekränkt darüber, dass der Regiestuhl leer ist, niemand Rollen verteilt und Anweisungen gibt oder über die schwierigen Stellen hilft: kein Souffleur mehr und keine Souffleuse für die unfreiwilligen Stoker. Du möchtest, dass ich kapituliere vor allem, das keinen Sinn ergibt, möchtest, dass ich etwas vermissem, dass dieser Jemand eine Lücke hinterlässt, die schmerzt, dass ich wenigstens wütend bin. Irgendeine Art heroische Geste, die würdest du gerne sehen: dass ich mir die Gewänder zerreisse und Asche aufs Haupt streue, bevor ich mich einverstanden erkläre, dass da nichts ist und nie etwas gewesen ist. Dass mich schaudert angesichts der Leere des Universums und der grauenhaften Stille des Nichts, vor dem ihr euch fürchtet und das deshalb nicht sein darf.»

«Ja, wieso nicht. An Worten fehlte es dir offensichtlich nicht, und sie wären der Sache angemessen. Während Tausenden von Jahren haben Menschen geglaubt, dass hier jemand ist, etwas, einer oder eine, wie auch immer, aber etwas, das sich sorgt, um uns alle; haben geglaubt, dass man hier hintreten kann und traurig sein und verzweifelt und voller Hoffnung, und da ist etwas, nicht Leere, keine weisse Wand, auf die man den Ernst des Lebens ritzt, etwas, das feine Ohren hat, geduldige, es aushält, alles, was hierherkommt, es nimmt und bewahrt: die Tränen, die Fragen, den Schmerz, die Liebe...»

«Das hast du aber schön gesagt.»

«Ach, hör schon auf – ein Himmelreich für eine gute Pointe, das ist das einzige, was dir heilig ist. Lachen bis zum Schluss. Solche Siege sind nicht jedermanns Sache. Deine Welt in Ehren, aber es gibt Millionen anderer und die sind nicht weniger kostbar, nicht weniger wahr als deine, also spar dir deine Arroganz!»

«Wer sagte etwas von Wahrheit? Hab ich das behauptet? Was heisst schon Wahrheit. Grundlegende Bedürfnisse liefern nicht Wahrheiten, nur besänftigende Ordnungen, damit einem die Wirklichkeit mit ihren Zumutungen in Ruhe lässt. Narzissten seid ihr, nehmt euch viel zu ernst, viel zu wichtig, könnt euch nicht zufriedengeben mit dem, wie es ist. Sogar einen Gott erschafft ihr euch, damit ihr lebt in alle Ewigkeit, damit sich jemand um euch kümmert, euch umsorgt, als seid ihr ein immerdar kränkliches Kind. Was ihr Gott nennt ist nichts als ein Phantomschmerz, das amputierte Paradies, auf das ihr Anspruch



zu haben meint. Das Entgelt für allen Schmerz und alles Unrecht, das nicht auszuhalten ist.»

«Wieso bist du eigentlich so wütend? An Argumenten fehlt es dir nicht. Und dass du Recht hast, in Ewigkeit Amen, dieser Glaube ist auf Fels gebaut. Nur, dass du mir da nichts Neues erzählst, nichts, das ich nicht selbst schon hundertfach gegen mich und meine Wünsche ins Feld geführt hätte. Du denkst, der Stuhl hier ist leer, weil er immer leer war, weil nur die Phantasie sich ihren Wunsch damit erfüllte oder die Angst, die du für Feigheit hältst. Mag sein, wer will das entscheiden; aber wer will hier Recht haben? Wenn Gott eine Hypothese ist oder die tragende Säule des äusserst fragilen Hauses, in dem wir leben, dann ist die Frage nicht, ob sie wahr ist, die Hypothese, und ob das Haus einer Säule bedarf, sondern, was sie leistet, die Hypothese, und ob die Säule das Haus wirklich hält.»

«Und wenn die Hypothese zum Sprengsatz wird und die Säule den Schlächtern Schutz gewährt?»

«Du lässt nichts aus, nicht? Schlag ihnen die Toten um die Ohren, drück ihnen den Kopf in die Meere von Blut, gut, wenn du glaubst, dass das was nützt. Aber das tut es nicht. Die Menschen erfinden sich ihre Gründe, du hast es selber gesagt, für alles und jedes erfinden sie sich Gründe, Gott ist nur einer davon, und es besagt gar nichts, zeigt bloss die Schamlosigkeit, mit der man

sich die Hände in Unschuld wäscht. Gott schafft mehr Fragen als Antworten, zugegeben. Mehr Zweifel als Gewissheit, mehr Klage als Glück, aber auch mehr Spannung als Langeweile, mehr Vibration als Ruhe, mehr Schönheit als Banalität, mehr Geschichten als Realität. Über den ganzen Rest muss man streiten: Welche Art Mensch sind wir und verlangen wir von uns zu sein? Welche Welt erkämpfen wir uns, mit welchen Mitteln? Was ist dieses «Gott-mit-uns» in all diesen Fragen?

Gott ist für mich ein flüchtiger Stoff, man hat nichts in der Hand. Verlässlich ist allein die Neugier auf Gott, auf das, was Gott heisst. Meine Neugier ist mein Gottesdienst, die Neugier, die mit keinen Antworten zurechtkommt, aber das Fragen nicht lassen kann. Meine Neugier ist das einzig Sichere, auch wenn sie ruhelos ist, aber ruhelos ist auch mein Gott. Nackte Füße hat er, Hornhaut vor Ruhelosigkeit, sie trägt an ihrer Güte schwer, von Ewigkeit zu Ewigkeit und wird sie nur selten los. Steckt im Brot und im Wein, im Notwendigen und im Genuss, ist aus Erde und Gold. Gott-Nähe ist ein hochexplosives Gemisch aus Verzweiflung und Gelassenheit, denn flüchtig ist Gott, von erbarmungsloser Freiheit, verführerisch also: das Geheimnis, das sich nie wirklich aufklärt, der Schleier, der sich nie lüftet, und doch ist das Verhüllende schön, die Formen, die sich daraus ergeben, und seien sie um ein Nichts. Eine Welt voller kostbarer Räume, Farben, Klänge, Worte, Taten und vor allem voller Geschichten umgibt diesen Gott; Ge-

schichten von verzweifelter Liebe, Verrat, Schweigen, Verlangen, Verstummen, Aufgehobensein, Vorwürfen, Hass. Ich liebe Geschichten. Und doch wächst manchmal der Wunsch, zu sein wie jenes Kind, das auf das Dach seines Hauses stieg und wütend Steine in den Himmel warf, damit der Himmlische, gepriesen sei er, endlich seinen Himmel öffne und sich zeige.»

Eigentlich

Dorothee Dieterich

Eigentlich wollte ich über Dich schreiben,
von der sie sagen,
dass sie die Planeten in Bewegung hält,
die Bäume blühen lässt
und die Kinder lachen.

Sie sagen,
dass Du im Glitzern der Sonne auf
dem Wasser
genauso wohnst
wie in den Tränen
meiner wütenden Kinder,
die ich zu Unrecht zurechtwies.

Eigentlich wollte ich über Dich schreiben.
Dass es mir gefällt
dass Du Dir allzu konkrete Bilder
verbittest
– ich lasse mich auch nicht
gerne festschreiben
und wie solltest Du
einfacher einzuordnen sein
als ich?

Eigentlich wollte ich davon schreiben,
dass ich denen glauben möchte,
die sagen,
du seist mitten unter uns,
erfahrbar für jede,
in der Kraft, die zwischen uns wirkt
– wenn wir sie lassen.

Davon, dass es so eine Sache ist
mit der Sehnsucht der Menschen nach
Gebeten und
Riten und
Feiern und
Verbundenheit
und Dir,
bild- und namenlos.

Davon,
dass es uns doch gelingen sollte,
von Dir so zu reden,
dass Dich die Namen nicht einfangen,
aber auch nicht fernhalten.

Von meiner Sehnsucht nach etwas,
das trägt
oder zieht
oder schiebt
und davon, wie gut es ist,
dass Du in und zwischen uns
und nicht nur im Himmel wohnst.

Von meinem Verlangen,
dass da etwas sei,
das leise dazwischentritt,
wenn der Lärm
unsere Ohren verschliesst,
und singt,
wenn alles verstummt.

Nun aber merke ich:
ich fülle Seite um Seite
und denke immer nur nach
über mich

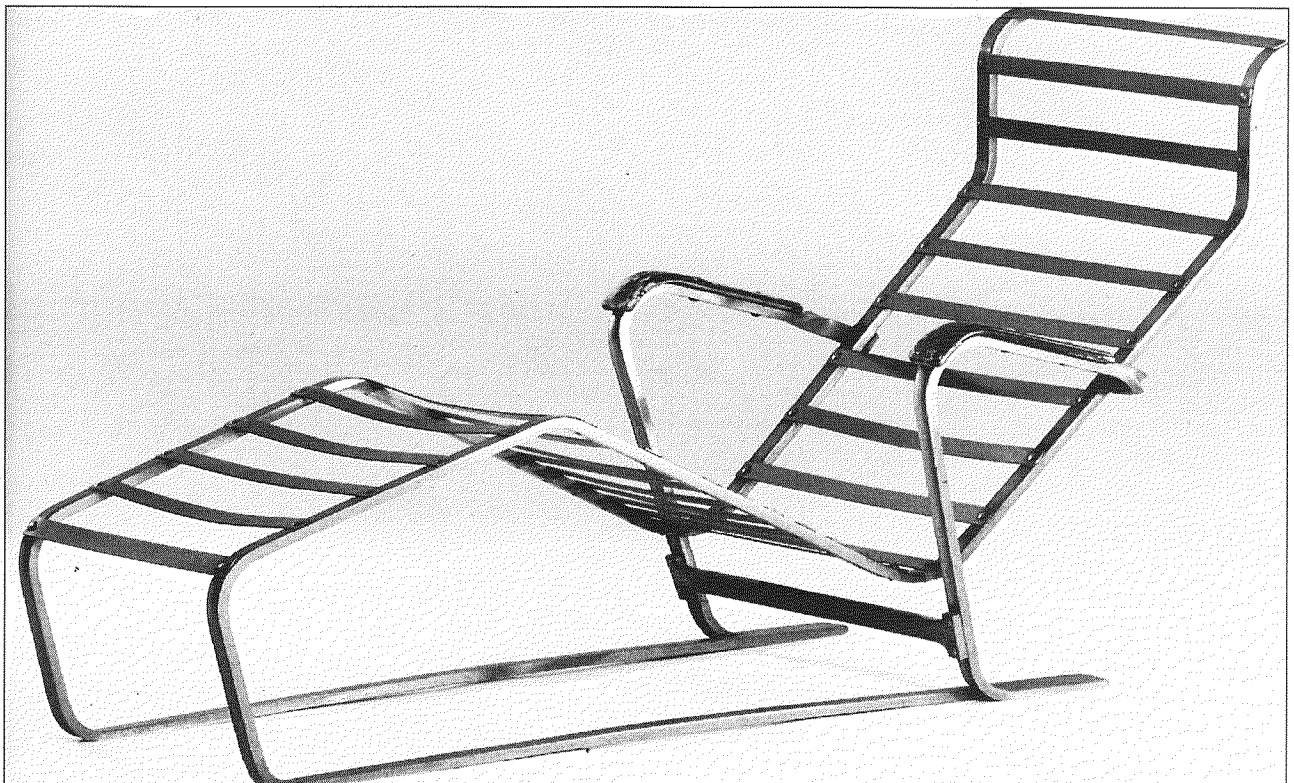
Über meinen Zweifel,
der immer grösser war
als mein Glaube,
der mich zog
und schob
durch die Bilder hindurch,
die sie von Dir machten,
und mich
nicht stehnbleiben lässt
bei den neuen Bildern.

Über die Scham,
die in mir aufsteigt,
wenn andere Neugier
und Lust am Denken
mit Glauben verwechseln.

Über mein unbegründetes Vertrauen,
dass mir mein Teil
zufallen wird
und die Gewissheit,
dass es gut ist zu leben.

Über meine Furcht,
es könnte mir etwas
zu nahe treten –
auch Dich
halte ich lieber
in sicherer Distanz.

Während ich von mir schreibe,
denke ich immerzu nach
über Dich
und hoffe,
dass ich Dich erkenne,
im Glitzern der Sonne auf dem Wasser
und in den wütenden Tränen
meiner Kinder.



Ich habe dich beim Namen gerufen

Monika Hungerbühler

6

«Gott ist vom Schöpferstuhl gefallen hinunter in die Donnerhallen des Lebens und der Liebe. Er sitzt beim Fackelschein und trinkt seinen Wein zwischen borstigen Gesellen, die von Weib und Meerflut überschwellen...»

Die Kraft der Bilder, die in mir aufsteigen, ist es, die mich Gott immer wieder annähert. Freilich nicht jenes Bildes in oben zitiertem Gedicht von Alfred Mombert (gefunden bei Kurt Marti, Zärtlichkeit und Schmerz, 9), wo ein göttlicher Räuber Hotzenplotz, unrasiert, mit rauhem Lachen, halb betrunken, auf jeden Fall eindeutig ein Mann, am Feuer sitzt und sich auf die Schenkel klopfte. Es sind andere Bilder, die mir Tränen in die Augen treiben, weil sie Farbe und Geruch tiefster Hoffnung ausstrahlen. Es sind Bilder, Wortbilder, wo ich keine Witze ertrage, wo ich mich nackt fühle. Und zutiefst erkannt.

«Fürchte dich nicht, denn ich habe dich befreit. Ich habe dich beim Namen gerufen, du bist mein.» (Jes 43,1)

Ich habe sieben Ohren. Zwei an den Fuss-Sohlen, zwei an den Schultern, zwei auf der Seite des Kopfes (wo sie normalerweise sitzen) und eins oben auf dem Scheitel. Mit diesen sieben Ohren höre ich mich seit Jahren nach Gott um. Immer wieder finden die Ohren etwas. Zum Beispiel einen Jesaja-Vers. Und ich weiss: das ist mein Text. Diese Worte sind für mich aufgeschrieben. Da bin ich gemeint.

Und doch:

Ich bin nicht immer offen für den Ruf Gottes. Trotz sieben Ohren.

Ich habe einen Beruf, wo das Wort, der Begriff, das Bild «Gott» oft, sehr oft über meine Lippen rollt. Und auch wenn ich Gottes Stimme, ihren Ruf nicht höre, perlen die Geschichten Gottes, die Predigten und Gebete über meine Lippen. Täglich beten wir mit den Kindern am Tisch und vor dem Schlafengehen und sagen Gott und lieber Gott und versuchen drei Gründe zum Loben zu finden.

Ich fühle mich magisch angezogen von Kirchen, wo ich schauen, riechen, schmecken kann. Wo Gottes Geschich-

ten in Bildern, Musik und Worten erinnert werden. Wo ich Atem holen kann.

«Ich habe dich beim Namen gerufen. Du bist mein. Du gehörst hierhin. In mein Haus. Hier bist du zu Hause», sagt die Stimme.

Mein Leben mit Gott ist ein Vernachlässigtes. Es könnte mehr sein. Mehr Kontaktpflege, meine ich. Denn ich für meinen Teil brauche Gott, um die Vergewaltigungen auszuhalten. Als Gegen-erinnerung. Ich brauche das Gesegnetwerden. Ich brauche die Stille. Ich brauche das Ritual. Ich brauche das Brot. Und ich brauche die Gottsagerinnen, die Geschichtenerzählerinnen. Sehr oft sind es Frauen, deren Rufe eins meiner vielen Ohren erreichen.

«Gott» sagen heisst für mich danke sagen: für Grosses und Kleines, für Erlebtes, für Gegenwärtiges. «Gott» sagen umschreibt jenes schmerzhaftes Ziehen und Sehnen nach «einem guten Leben in Fülle für alle» und das millimeterweise Arbeiten dafür: Frieden, Geschwisterlichkeit, gerechte Beziehungen...

«Gott» sagen ist manchmal warm, manchmal kalt. Manchmal nah, manchmal fern. Erklären kann ich diese Geschichte nicht. Aber darüber Staunen, die Stimme Gottes zu hören versuchen und vom Gehörten erzählen «...und ich denke nicht daran, mit der Liturgie aufzuhören...» (D. Sölle)

Du umgibst mich

Du umgibst mich,
Gott,

Du durchtränkst mir
die Eingeweide,
wohnst noch im äussersten Nervenende
des kleinen Fingers.

Du umwehst mich im Abendwind
und duftest mir aus dem Geissblatt
an meiner Tür.

Du durchtönst mich mit Melodien,
Mozart beispielsweise,
Divertimento B-Dur, KV 171,
und mit dem Lied vom Mond,
der soeben aufging
über dem schweigenden Wald.

Du bist nicht woanders
und im Himmel schon gar nicht!

Du bist hier,
eingewirkt in mein Dasein
ein für allemal.

Was sollte sich ändern,
wenn ich tot bin?

Noch die Leiche im Grab
liegt dir im Arm,

Tänzerin –
wohin dann der Tanz geht,
das wird sich zeigen.

Aber:

gilt das auch für die
im grönländischen Eis,
in der afrikanischen Wüste,
in den Slums von New York,
in den Puffs von Sri Lanka und Saigon,
für die Elenden in der Todesnähe
von Aids, Hunger und Heroin?
Wie könnten sie einstimmen
in das Preislied
deiner Allgegenwärtigkeit?
Ich,

Ich geniesse das Privileg
der Schönsängerin,
der Nachtigall –
Privileg

vor den krächzenden Elstern,
den röchelnden Kröten
den Vorzug der schnellen Antilope
vor dem plattfüssigen Nashorn...
Nur für mich darf ich sprechen
(hoch begünstigt, wie ich bin),
wenn mir das Herz voll ist
in Deiner Nähe.

Dies bedenkend,
hör' ich zu singen auf.

In Tränen
ertrinkt
mein Lied.

Vilma Sturm



... aber ich glaube daran

Doris Strahm

8 Ich glaube nicht an Gott. Ich suche nach den Spuren der Gegenwart dessen, was die Menschen seit althersher Gott genannt haben, in meiner, in unserer Lebenswelt. Ich suche nach den Spuren dessen, was der Sinnlosigkeit, dem Schmerz des menschlichen Daseins und dem abgrundtief Bösen, das Menschen einander antun, Stand hält. Deshalb bin ich Theologin geworden.

*Die Sprache, die einmal aufschwang,
Dich zu loben / Zieht sich zusammen,
singt nicht mehr / In unserem Essig-
mund ... // Und dennoch wirst Du for-
dern, dass wir Dich / Beweisen unaf-
hörlich, so wie wir sind / In diesem
armen Gewande, mit diesen glanzlosen
Augen / Mit diesen Händen, die nicht
mehr zu bilden verstehen / Mit diesem*

*Herzen ohne Trost und Traum. (Marie
Luise Kaschnitz)*

Ich glaube nicht an Gott. Doch manchmal ahne ich etwas vom göttlichen Geheimnis des Lebens, das mich umhüllt, in dem ich lebe und bin. Manchmal erfahre ich in der Begegnung mit einem Du eine Ahnung von jenem grösseren Du, das nicht dingfest gemacht und erkannt werden kann, aber in jeder echten Begegnung sich für Augenblicke enthüllt.

Man findet Gott nicht, wenn man in der Welt bleibt, man findet Gott nicht, wenn man aus der Welt geht. Wer mit dem ganzen Wesen zu seinem Du ausgeht und alles Weltwesen ihm zuträgt, findet ihn, den man nicht suchen kann. Gewiss ist Gott 'das ganz Andere'; aber er ist auch das ganz Selbe: das ganz Gegenwärtige. (...)

Wenn du das Leben der Dinge und der Bedingtheit ergründest, kommst du an das Unauflösbare, wenn du das Leben der Dinge und der Bedingtheit bestreitest, gerätst du vor das Nichts, wenn du das Leben heiligst, begegnest du dem lebendigen Gott. (Martin Buber)

Ich glaube nicht an Gott. Aber ich sammle Texte, Geschichten, in denen der Atem des Göttlichen mich anweht: Geschichten aus der Bibel, Geschichten von heute und Gedichte, die wie Zaubersprüche manchmal Wunden heilen, Verborgenes ans Licht holen, von der Schönheit und von der Zerbrechlichkeit des menschlichen Lebens erzählen –

und die Sehnsucht lebendig erhalten nach einer Welt, in der das Wunder trotz allem täglich geschehen kann.

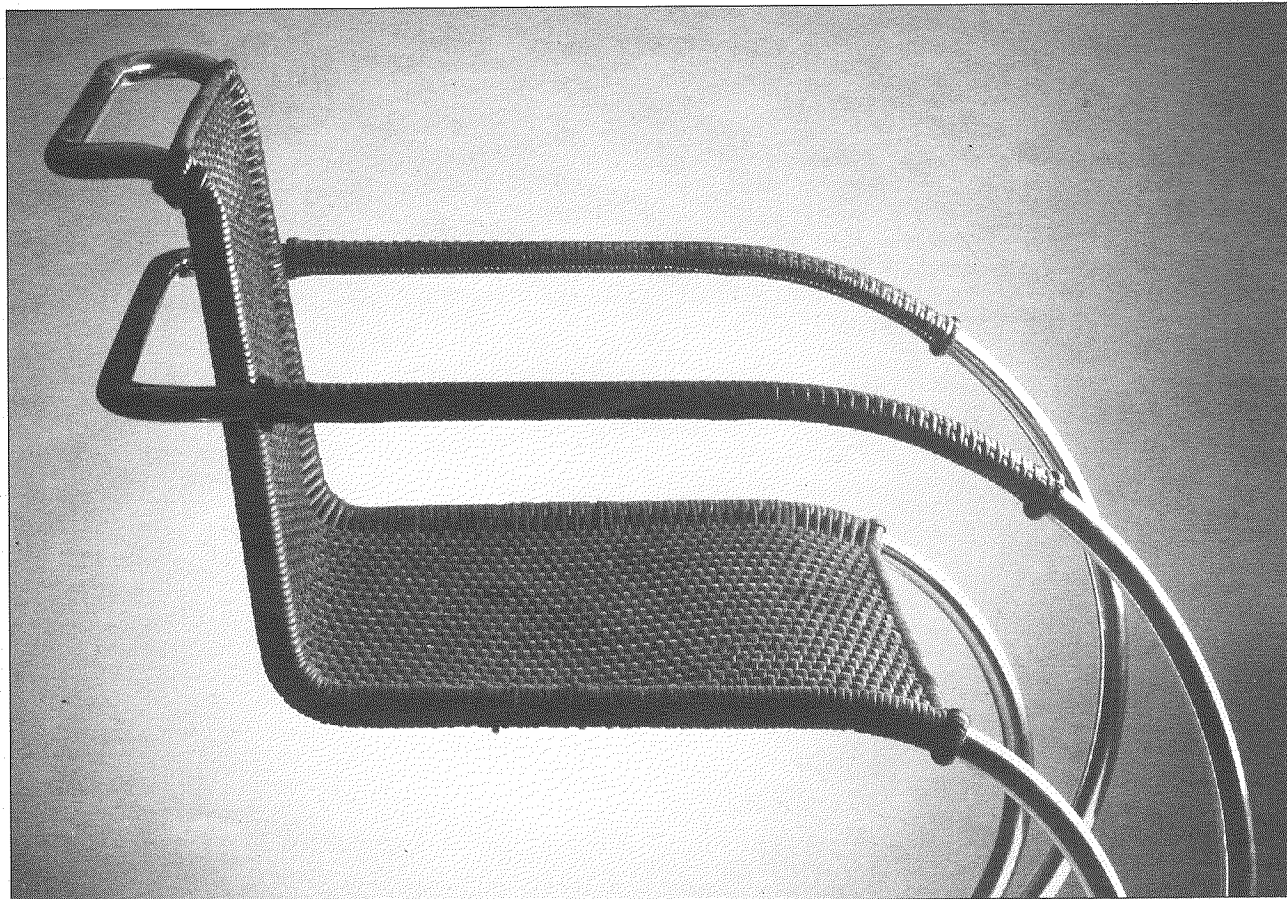
*Unsere Kissen sind nass
von den Tränen
verstörter Träume.*

*Aber wieder steigt
aus unseren leeren
hilfflosen Händen
die Taube auf.
(Hilde Domin)*

Ich glaube nicht an Gott. Aber ich glaube an «das von Gott in uns», wie die Quäker sagen, an den göttlichen Funken in uns, der uns fähig macht zur Liebe, zur Zärtlichkeit, zur Freude, zur Hingabe, zum Staunen, zur Vergebung, zur Anteilnahme, zum Mitleiden.

Was wir noch können

Was ist, was sein wird, womöglich sein wird, und dass wir solche Dinge wahrnehmen und beklagen, Grausamkeiten noch wahrnehmen und beklagen, Ungerechtigkeiten noch wahrnehmen und beklagen, während es doch denkbar wäre, eine Zeit denkbar wäre, in der wir umherkriechen empfindungslos, in der uns nichts mehr angeht, unter die Haut geht, neben uns schreit ein Sterbender und wir wenden den Kopf nicht, neben uns wird ein Kind gegen eine Mauer geschleudert und wir erschrecken nicht. Demgegenüber scheint auf jeder noch so bescheidenen Anteilnahme; jedem noch so billigen Erbarmen der Schimmer eines goldenen Zeitalters zu liegen.



*Wir können noch sehen, wir können
noch hören, wir können noch leiden,
noch lieben. (Marie Luise Kaschnitz)*

Ich glaube nicht an Gott. Aber ich erfahre so etwas wie eine göttliche Kraft in Momenten der Liebe und höchsten Lust, wenn die Zeit stillsteht und ich ganz ausser mir verloren bin in Dir; ich spüre sie, die göttliche Lebenskraft, im Rausch des Tanzes, wenn der Rhythmus des Lebens meinen Körper durchpulst, in den Klängen der Musik, deren Melodie in mir wiederhallt; ich höre sie manchmal, diese Kraft, in der Stille, die zu mir spricht; ich sehe sie in der Unendlichkeit des Meeres, in der Weite des Himmels...

*Die Seele der Dinge
lässt mich ahnen
die Eigenheiten
unendlicher Welten*

*Bekommen
such ich das Antlitz
eines jeden Dinges
und finde in jedem
ein Mysterium*

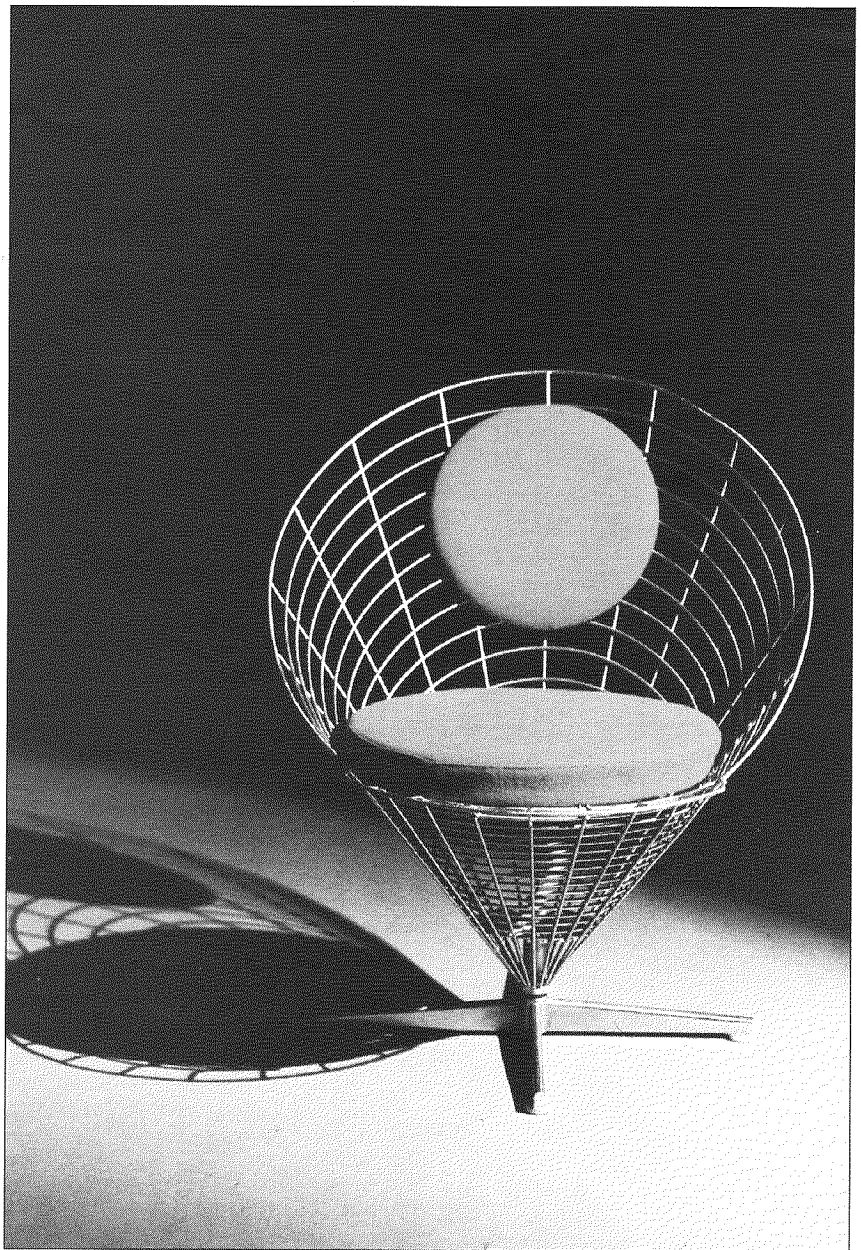
*Geheimnisse reden zu mir
eine lebendige Sprache*

*Ich höre das Herz des Himmels
pochen
in meinem Herzen.
(Rose Ausländer)*

Ich glaube nicht an Gott. Und doch ist da manchmal der verzweifelte Wunsch, es gäbe etwas, eine transzendente Macht, die alles zum Guten lenkt, uns nicht allein lässt in all dem Elend und Tod, eine Macht, die die Krankheit der Freundin wegzaubert, die Wunden der Opfer heilt, die Tränen der Trauernden abwischt, der Gewalt und dem Hass zwischen den Menschen ein Ende setzt.

Ein Tag wird kommen, an dem die Menschen schwarzgoldene Augen haben, sie werden die Schönheit sehen, sie werden vom Schmutz befreit sein und von jeder Last, sie werden sich in die Lüfte heben, sie werden unter die Wasser gehen, sie werden ihre Schwielen und Nöte vergessen. Ein Tag wird kommen, sie werden frei sein, es werden alle Menschen frei sein, auch von der Freiheit, die sie gemeint haben. Es wird eine grössere Freiheit sein, sie wird über die Massen sein, sie wird für ein ganzes Leben sein...

Ein Tag wird kommen, an dem die Menschen rötgoldene Augen und siderische Stimmen haben, an dem ihre Hände begabt sein werden für die Liebe, und die Poesie ihres Geschlechts wird wiedererschaffen sein... und ihre Hände werden begabt sein für die Güte, sie werden nach den höchsten aller Güter mit ihren schuldlosen Händen greifen, denn sie sollen nicht ewig, denn es sollen die Menschen nicht ewig, sie werden nicht ewig warten müssen... (Ingeborg Bachmann)



Ich glaube nicht an Gott. Aber ich glaube daran, dass «Gott» geschieht, wann immer wir das Leben und unser Menschsein heiligen, wann immer wir uns mit Achtung einander zuwenden, uns berühren lassen von der Not und den Bedürfnissen der anderen und voll Zorn das Unrecht, das ihnen angetan wird, beim Namen nennen; ich glaube daran, dass «Gott» geschieht, wenn wir uns gegen die Normativität des Faktischen die Vision einer anderen Welt, von Schalom und einem «Leben in Fülle» für alle Menschen bewahren und sie fragmentarisch Gestalt werden lassen in unserem Leben. Deshalb bin ich bis heute Theologin geblieben.

*Ich habe keinen Respekt
Vor dem Wort Gott*

*Habe grossen Respekt
Vor dem Wort
Das mich erschuf
Damit ich Gott helfe
die Welt zu erschaffen
(Rose Ausländer)*

Den Mangel einbauen

Ursula Vock

10

Liebe S.

Du fragst mich, wo ich in meinem Leben Gott begegne, ob er mir eigentlich ein Gegenüber, eine echte Lebenshilfe oder blosser Denkfigur sei.

Ich kann das nicht einfach so trennen – Denkfiguren können mir Lebenshilfe, ja sogar lebensnotwendig sein. Es fällt mir auch nicht leicht, Dir eine Antwort zu geben, da Du mir diese Frage als Freundin und als Redaktorin Eurer Zeitschrift stellst. Du erwartest also sozusagen eine persönliche Antwort, die für die Öffentlichkeit gedacht ist. Um nicht mein Innerstes nach Aussen kehren zu müssen, leihe ich mir für meine Antwort einige fremde Gedanken. Ich fange an mit einem Gespräch aus dem Roman «Das zweite Paradies» von Hilde Domin:

«Heute nacht habe ich begriffen, was es heisst, erwachsen zu sein. Du hast es mir endlich beigebracht.»

Sie wurde auf einmal ganz wach und sah ihn an, und sie sah, dass er begriffen hatte.

«Ich liebe dich», sagte sie sofort. Und dann, voller Neugier: «Was hast du denn gelernt?»...

«Erwachsensein ist Nicht-bekommen, was man will. Und es wissen und den Mangel einbauen», sagte er.

Es ist der Mangel, der für mich mit Gott zu tun hat. Allerdings finde ich die Redeweise zynisch, dass wir dann schon wieder an Gott glauben werden, wenn es uns einmal nicht mehr so gut geht. Ich brauche keine schlechteren Zeiten, um Mangel zu erfahren.

Zwar habe ich längst gelernt, dass ich nicht in kindlicher Weise alles und sofort haben kann. Doch als Gefühl der Leere oder des Ungenügens, als Wunsch nach Mehr ist der Mangel mein täglicher Begleiter. Von Zeit zu Zeit überfällt er mich im grossen Schmerz über etwas, das, was mir fehlt oder verlorengegangen ist oder noch nie da war. Oder er macht sich breit im plötzlichen klaren Bewusstsein darüber, wie es mit mir und meinem Leben steht:

Gerade als ich gelernt hatte, dass das Leben voraussehbar ist, als ich schon die Erwartung aufgegeben hatte, es werde sich etwas ändern, da brach

doch die Sehnsucht nach einer echten Begegnung mit einem anderen aus mir heraus. Mit einem Mal hatte dieses rein zufällige Zusammentreffen die ohnehin dünne Schutzmembran meines Wesens zerstört, und an die Oberfläche drang die verzweifelte, tiefe Einsamkeit. Das Uneinssein mit dem Leben, das ich führe, und mit dem Tod, dessen Spuren ich bereits auf dem eigenen Gesicht bemerke.

(Slavenka Drakulic, *Das Liebesopfer*.)

Diese Klarheit macht mir gleichzeitig die Unermesslichkeit des Mangels und die Unstillbarkeit des Wunsches bewusst. Ist also Erwachsensein wirklich: «Nicht-bekommen, was man will und den Mangel einbauen»? Sich damit abfinden, dass die Sehnsucht unstillbar ist? Eine spätere Szene im Roman von Hilde Domin wirft ein anderes Licht auf die Sache:

«Jetzt will ich wenigstens die Kinder hier interviewen, ob sie wirklich glauben, dass man alles bekommt, was man möchte.» ... Sie konnte es nicht lassen und fragte einen zehnjährigen Jungen auf dem Weg. Und der Junge sah sie mitleidig an und antwortete, ohne zu zögern: «Mein Vater würde mich verprügeln, wenn ich so unreif wäre.» Die Enttäuschung schon mit der Muttermilch, heute. Schrecklich. «Ich liebe dich, Constantin.»

Wenn schon den Mangel einbauen, dann nicht mit der abgeklärten Haltung dieses allzufrüh resignierten Jungen. Vielleicht eher so: den Mangel wahrnehmen als zu mir gehörig, damit er mir zum Leben verhilft. Damit ich die Aufhebung des Mangels nicht nur an andere delegiere. Aber auch: den Mangel einbauen; die Lücke, die Leerstelle wahrnehmen, die nach Fülle lechzt.

Ich will mich nicht damit abfinden, dass es so sein muss, wie es ist. Ich will am Wunsch festhalten, es möge sie geben, die Liebe, erfülltes Leben. Da kommt für mich Gott ins Spiel:

Gott muss auch im Elend für den Menschen gedacht werden, die Wahrheit der jetzt nichts ausrichtenden Liebe bleibt darin gewiss. ... Das Paradox – dass Gott uns liebt, auch dann, wenn nichts davon sichtbar ist – ist die subjektive Ermöglichung der Zukunft. ... Das Christentum hat sich im Paradox eine Denkfigur geschaffen, die die Stärke des jetzt Glaubenden und nicht die künftige Stärke Gottes, der sein Reich heraufführt, betont. «Dennoch bleibst du auch im Leide, Jesu, meine Freude.» Das ist nicht nur Innigkeit – und schon gar nicht Ergebung, das ist mystischer Trotz. Das Paradox ist eine Schlinge, in der wir Gott fangen; er kann uns nicht kleinkriegen. ... was wir auch erfahren an Zerstörung, wir halten den Widerspruch der Liebe gegen die Erfahrung. (Dorothee Sölle, *Leiden*)

Diesen Trotz möchte ich mir erhalten, diese Gottschlinge. Dieser Trotz gibt mir zeitweilig den Mut, auf das zu setzen, was (noch) nicht ist. Oder die Hoffnung, jemand anders möge auf das

in mir «noch nicht zum Vorschein Gekommene» setzen. In solchen Momenten scheint für mich Gott auf:

Es ist jener Überschuss der Person über alles Geleistete hinaus, der Beziehungen zwischen Menschen überhaupt lebendig macht. Lieben heisst in diesem Sinne: auf den Überschuss, auf das noch nicht Entäusserte, noch nicht zum Vorschein Gekommene setzen. Der unsichtbare und nicht entäusserte Überschuss erinnert daran, dass ich noch nicht zu meiner Vollständigkeit gelangt bin. Identität bleibt aufbewahrt in der Erfahrung der Differenz, also des Bewusstseins der Nicht-Identität. Dieses Bewusstsein weiss aber, dass es sich nicht selber aufheben kann. Ich werde nicht aus mir zu einem Unersetzlichen, sondern nur indem ich angewiesen bleibe auf andere. Denn: Unersetzlich bin ich einzig denen, die mich lieben. (Dorothee Sölle, *Stellvertretung*)

Erst während des Schreibens wird mir bewusst, dass Vollkommenheit, Leben ohne Mangel, keine Liebe braucht, aber auch keine Liebe ermöglicht. In dem Fall aber auch keinen Gott, der die Stelle von dem, was (noch) nicht ist, offenhält. Umgekehrt setzen sich gerade die mich lieben meiner Unvollkommenheit aus:

Denn gerade die, denen ich unersetzlich bin, nehmen meine Hilflosigkeit, meine Unmündigkeit und zeitweilige Unfähigkeit mit an. Gerade ihnen, die mich für unersetzlich halten, werde ich wehtun – durch Verreisen, Verstummen, Kranksein und Sterben.

(Sölle, *Stellvertretung*)

Diese Spannung aushalten heisst für mich «den Mangel einbauen». Gott steht dabei für mich sowohl für das, was noch nicht zum Vorschein gekommen ist, als auch für die Möglichkeit, trotz des Mangels zu lieben und geliebt zu werden – auf Hoffnung hin. Dass ich diese Spannung für unauflösbar halte, macht vielleicht auch den Unterschied zu einer Rede von Gott, die verspricht, wenn man nur genug glaube, werde man ins Paradies zurückversetzt. Mit Hilde Domin meine ich, eine solche Rückkehr ins erste Paradies sei uns versagt:

Das Zuhause hat einem nicht wehzutun wie ein Hexenschuss oder ein hohler Zahn. Das Zuhause ist da, und man fühlt es nicht. Wenn man es erst fühlt und betastet, wenn man es erst in die Hand nimmt wie eine zerbrechliche Kostbarkeit, die gleich hinfallen kann – die auch vielleicht schon einmal geleimt wurde –, ist es mit dem Zuhause vorbei. Es ist etwas, was man abgenommen bekommt. Wenn man Glück hat, bekommt man es wieder, aber es ist zuviel Erstaunen dabei. Man freut sich zuviel, als dass es ganz wirklich wäre. ... Wie das Zuhause ist die Liebe, wenn man es zuerst begiffen hat, dass sie etwas Widerruffliches sein kann. Das erste Paradies, das zweite Paradies.»

Auch ich halte mich an die fragile Möglichkeit eines zweiten Paradieses.



Jene Gegenwart, die ist

Barbara Lehner

12

Ich fragte einen Baum: 'Erzähle mir von Gott.' Und er blühte. (Rabindranath Tagore)

Es fällt mir nicht einfach, in der FAMA zu schreiben, was ich mit dem Wort Gott verbinde und wo ich Transzendenz verorte in meinem Leben. Allein diese Erkenntnis wäre einige Gedanken wert.

Für mich gibt es verschiedene Ebenen der Auseinandersetzung. Da ist jene der Machtanalyse von Gottesbildern. Auf dieser Ebene haben wir erkannt, wie leicht Gottesbilder benutzt werden können, um Macht und Unterdrückung zu legitimieren. Gottesbilder unterstützen nicht nur die frauenfeindlichen Tendenzen des westlichen Christentums, sondern auch seine Tendenz, «das Andere» als minderwertig zu betrachten und Unterdrückungssysteme wie Kolonialismus, Antisemitismus und Heterosexismus zu legitimieren. Deshalb ertrage ich beispielsweise die Rede von Gott als «allmächtigem Vater und Herrn» nicht mehr.

Ich hinterfrage aber auch Göttinnenbilder und Bilder von Gott als Mutter. Für mich persönlich lässt sich das Göttliche nicht auf ein Geschlecht festlegen, übersteigt die Kategorien weiblich/männlich, ist höchstens sowohl-als-auch und weder-noch.

Gottesbilder sagen mehr über die Menschen, ihre Erfahrungen und Lebensorientierungen aus, als sie über das Göttliche aussagen. Sie verdunkeln mehr, als dass sie erhellen und trotzdem brauchen wir sie, um uns mitzuteilen, um etwas von dem zu benennen, was uns das Heiligste ist.

Austauschen über die eigenen Erfahrungen und Gottesbilder fällt schwer. Es ist eine sehr verletzte Ebene. Es war jene Ebene, die an der Uni unter TheologiestudentInnen absolut verpönt und tabuisiert war.

Meine Freundin fragte mich letztthin nach Namen, die ich dem Göttlichen

geben würde. Mir fielen spontan eine ganze Reihe von Namen ein:

Atem allen Lebens
Raum der Stille
Quelle
Ewige Sehnsucht
Macht in Beziehung
Bedingungslose Liebe
Geheimnis
Unbändige Lebenskraft
Ohnmächtig
Verletzlich
Mitleidend
Kämpfend
Fülle und Leere
Du und Nicht-Du
Unterirdischer Fluss
Trotzdem
Gerechtigkeit und Frieden
Dunkelheit und Licht
Überall und Nirgends
Compagniera
Leere Kammer in mir
Ruhender Raum, in dem ich zur Ruhe komme
Ruf zum Aufbruch
Gegenwart
Jetzt

Gottesbilder verändern sich, stehen im Kontext der eigenen Lebensgeschichte. Ein Bild begleitet mich schon längere Zeit. Es ist geprägt von meinem Vater und seiner tiefen Liebe und Verbundenheit zur Natur sowie seinem Urvertrauen ins Leben, in Gott. Als ich fünf Jahre alt war, kam er bei einem Jagdunfall ums Leben. Nachdem ich mit «meinem» Gott tüchtig gestritten hatte und mich so durch das Bild eines allmächtigen liebenden Gottes, der Leiden zulässt, hindurchgerungen hatte, begleitete mich während meiner Pubertät das Geheimnis der Auferstehung. Trotz Tod, Trauer und Leid bricht neues Leben hervor, lässt das Lebendige sich nicht unterkriegen. Das Bild der schöpferischen und unbändigen Lebenskraft, die verborgen in allem Lebendigen (und somit auch in mir) wirkt, ermutigte und tröstete mich. Die Knospe im Winter wurde für mich ein Gleichnis dieser Lebenskraft. Wo der Baum ein Blatt hatte welken und loslassen müssen, war nun eine Knospe gewachsen, aus der, wenn die Zeit da sein würde, neues Leben spriesst. Diese rhythmisch wiederkehrende Widerborstigkeit des Lebens, das trotz aller Grenzen immer wieder neu aufbricht, lässt mich staunen und entflammt in mir eine hoffnungsstarke Lebensleidenschaft. Aber nicht nur in der Natur fand und finde ich Spiegel dieser Lebenskraft. Auch bei politischen Demonstrationen gibt es jene verdichteten Augenblicke, in denen das, was ich göttlich nenne, in der Kraft des Widerstandes, im Ringen um Leben und Würde für alle aufscheint.

Während des Theologiestudiums wurden andere Bilder und Traditionen bedeutsam; der Mensch und Jude Jesus,

der durch sein Leben das Kommen des Gottesreiches verkündet; die prophetische Linie der jüdisch-christlichen Tradition, die zu Frieden und Gerechtigkeit aufruft; die jüdische Rede von Gott als «Schekhina», als das Göttliche, das unter uns wohnt, mit uns ist, geht und leidet, als «Chokmah», die schöpferische, göttliche Weisheit und als «Ruach», der Atem/Geist Gottes. Aber auch Sprachlosigkeit stellte sich für mich ein; je länger ich Theologie studierte, desto sprachloser wurde ich, wenn es darum ging, das Göttliche zu benennen, in ein Bild zu pressen. Mir ist das jüdische Bilderverbot und die Scheu, den Namen Gottes auszusprechen, neu nahegekommen.

In meinem Versuch, Mystik und Politik zu verbinden in meinem Leben und in meiner Theologie, ist das Göttliche konkreter – weil im Alltag verwurzelt –, aber auch un-fassbarer geworden. Ist Gegenwart und Lebenskraft, ist erotische Macht, heilend und befreiend, tröstend und herausfordernd, fließt in Beziehungen und aus der Berührung mit allem Lebendigen und unseren Wunden. Es verbindet mich mit allem, was ist, und lässt mich leben wie die Luft, die ich atme und die Erde, die mich trägt.

Das Göttliche ist mir so selbstverständlich und unfassbar geworden, dass ich es oft sogar vergesse – bis ich wieder hingerufen werde in jene Gegenwart, die ist – jetzt.

Gott

Li Hangartner

Unausweichlich ist die Tatsache, dass es das Wort gibt, ihr können wir nicht entfliehen. Es gibt dieses Wort, auch wenn es nichts über das Gemeinte auszusagen vermag. Und solange es dieses Wort gibt, haben wir keine Ruhe.

Es ruft Bilder hervor, weil es unmöglich ist, Gott jenseits von Bildern zu denken. Doch kein Bild sagt etwas aus über Gott, Gottesbilder sind Bilder von Menschen, und die Frage, wer Gott ist, verstrickt uns unweigerlich in die Frage: Und wer sind wir Menschen?

*«Gott lebt in bleibender
Unerkennbarkeit
über allem menschlichen Verstehen.
Doch das Innere des Menschen
ist ein Spiegel von Gott,
den wir beständig reinigen müssen.»
(Gregor von Nazianz)*

Trüb und beschlagen, lässt mein Spiegel nicht einmal den Schimmer eines Ganzen erahnen. Auch noch so häufiges Putzen bringt nichts: Blind gewordnes Wort blickt mich an. Ich drehe mich um.

Ich glaube nicht an Gott, den Allmächtigen, nicht an den unendlich Gütigen. In diesen Bildern liegt die Versuchung, über das, was unheil ist, hinwegzusehen. Sie nehmen die leidvollen Erfahrungen von Gewalt und Ungerechtigkeit nicht ernst, erkennen nicht, dass Folterung, Hunger und Gleichgültigkeit die Menschheit und Gott vernichten. Doch welche Aussage über Gott hält stand *«in der Gegenwart verbrennender Kinder»* (Elie Wiesel)?

Ich glaube, dass Gott ist.
*«Gott ist die dringlichste Aufforderung,
Wirklichkeit wahrzunehmen»* (Dorothee Sölle), die Augen nicht zu verschliessen vor der bitteren Realität, vor Gewalt und Leiden, vor Opfern und Tätern. Auch im Moment des Hasses steckt ein Moment der Wahrheit. Gott als Aufforderung, die

Wirklichkeit wahrzunehmen, heisst den bedrängenden Fragen nach Gut und Böse standzuhalten, beides ist den Menschen zurechenbar. Kein Gott nimmt mir die Last der Frage nach den Finsternissen dieser Welt. Im Gegenteil, Gott macht mir das Leben schwer.

Gott ist der Trümmerhaufen, der hinter uns zum Himmel wächst (Walter Benjamin) und den Blick verstellt aufs Paradies, der uns zwingt hinzuschauen. Zwingt zu verharren, damit wir den Schmerz spüren, den Unrecht, Zerstörung, Gleichgültigkeit bewirken. Zu sagen: Gott ist, heisst, sich nicht einverstanden erklären mit dem, was ist, heisst klagen, die bittere Wahrheit beklagen, protestieren, rufen und ausrufen, zürnen, schreien. Heisst weinen. Lässt nicht der Prophet Jeremia Gott sagen: *«Ich werde heimlich weinen»?* Heisst das nicht, dass Gott dort ist, wo wir weinen?

Die jüdische Mystik kennt die Vorstellung, dass Gott aus dem Paradies ausgeschlossen ist und ihre Kinder im Exil begleitet. Gott hält es allein nicht aus im Paradies, hat sich gleichsam selbst vertrieben und begleitet uns auf unserem Weg, irrt und leidet mit uns. Gott ist meine Unruhe und meine Verzweiflung, meine Sehnsucht und mein Hoffen. Gott

ist ein anderer Name für das schmerzliche Bewusstsein von dem, was nicht ist, die ständige und quälende Erinnerung an das, was sein könnte und doch nicht sein wird. Gott beruhigt nicht und tröstet nicht, fügt nicht zusammen, was zertrennt ist, und heilt nicht, was verwundet ist.

Gott ist unsere Macht und unsere Lust, die Welt zu schaffen, jeden Tag neu zu schaffen. Täglich wird Gott inkarniert in unzähligen Engagements, nehmen Frauen und Männer ihre Macht wahr, damit Gott und Menschen nicht dem Tod ausgeliefert werden, sondern ins Leben auferstehen können. Gott ist die Zusage, dass Umkehr möglich ist, menschenmöglich. Und Gott ist die inständige Bitte, dass wir nochmals von vorne anfangen können.

*«Abel steh auf
es muss neu gespielt werden
täglich muss neu gespielt werden
täglich muss die Antwort noch vor uns
sein*

*...
steh auf
damit Kain sagt
damit er es sagen kann
Ich bin dein Hüter
Bruder
...»
(Hilde Domin)*



Ich gehöre zu den Menschen, die Gott brauchen und die annehmen, dass Gott sie braucht. Es ist meine Kraft.

Ich brauche Gott vor allem, um Mut und Grossmut zu lernen und um meinen Glauben an die Sternengrösse der Menschen nicht zu verlieren. Rose Ausländer schreibt davon:

Die Menschen

*Immer sind es
die Menschen*

Du weisst es

*Ihr Herz
ist ein kleiner Stern
der die Erde
beleuchtet*

Ich weiss und erfahre – Gott sei Dank –, dass es immer Menschen sind, durch die ich den Grossmut, die Weite, den Zorn und die Liebe Gottes lerne und erfahre. Gott hat keine andern Hände, Augen, Lippen, Herzen, Füsse als die unsern. Das ist oft wunderbar: Die kleinen Füsse meiner Tochter in meiner Hand, das Aufblitzen von Schalk und Leben in den Augen einer alten Frau, das Berührtwerden von Jugendlichen durch Ungerechtigkeit und der beginnende Eifer, etwas dagegen zu tun.

Es sind immer Menschen, und trotzdem brauche ich Gott, dem ich die Güte zutrauen kann, wenn ich sonst nur noch Verrat sehe. Ich brauche Gott über meine Erfahrung hinaus als einen ohnmächtig-mächtigen Grund, der trägt, wo Menschen versagen, sich versagen, wo Bosheit, Neid, Missgunst, ungelebtes Leben alles versanden lässt, alles zudeckt, alles nichtig und lächerlich macht, alles zersetzt in eine Kosten-Nutzen-Rechnung. Ich brauche Gott, um die Schönheit, das Bleibende, das, was gemeint war, die Würde menschlicher Bedürftigkeit vollmundig und vollmächtig behaupten zu können, und ich brauche Gott, damit ich dafür nicht blind werde, sondern die Kostbarkeit, das Heitere und das Rührende des Lebens immer neu und anders sehen kann.

Ich brauche das Aufgestörtwerden aus meiner Bequemlichkeit, meiner Einrichtung in tausend scheinbaren und wirklichen Verpflichtungen, in Ablenkungen von meinem eigenen Leben. Ich brauche Gottes Empörung und Untröstlichkeit über das Unrecht, die Lüge, die Gewalt und die Zerstörungen dieser Welt. Ich brauche seinen Schmerz über den Missbrauch ihres Namens, damit ich mich weder einlullen lasse durch ein harmloses Geschwätz von einem niedlichen, kleingehacktem Gott, noch mich einschüchtern lasse durch das imperiale Gerede von der «richtigen» Christlichkeit im Fürwahrhalten von dogmatischen Leerformeln wie Jesus-Christus-Gottes Sohn-Herrscher-der-Welt-Erlöser-von-der-Sünde. Ich vertraue darauf, dass «für Gott Sucher die wichtigsten Menschen sind» (H.D. Hüsich). Einen Christus als Imperator brauche ich nicht, aber mit Jesus lebe ich als dem Gewährsmann für Gottes Güte und Gerechtigkeit, für ihre mächtig-ohnmächtige Passion für und mit allen Entrechteten und Gequälten.

Ich weiss, dass es immer die Menschen sind, durch die Gott wirkt. Trotzdem möchte ich Gott bitten dürfen für die Kranken, für die Sterbenden, für die Toten, für die Trauernden, für die Fremden, für die Kinder, für die Alten, für die

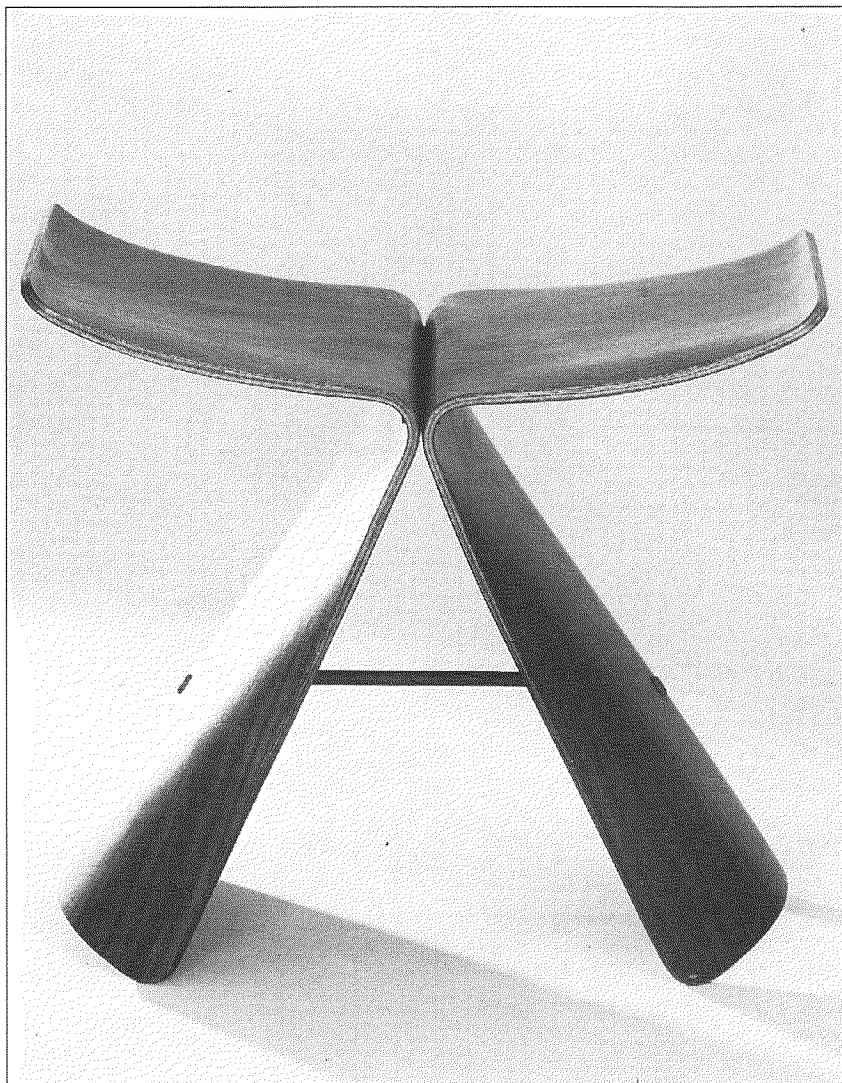
Verlassenen und für die Aufbrechenden, für die entrechteten und gedemütigten Frauen und Männer, für die hirnverbrannten Männer und Frauen, für die geschändete Erde. Ich möchte mich in Gottes Arme werfen können auch wenn kein Mensch da ist, der hilft. Ich möchte von Gott getröstet werden und zugleich wissen, dass es Gott ist, die den Trost braucht, mindestens so sehr.

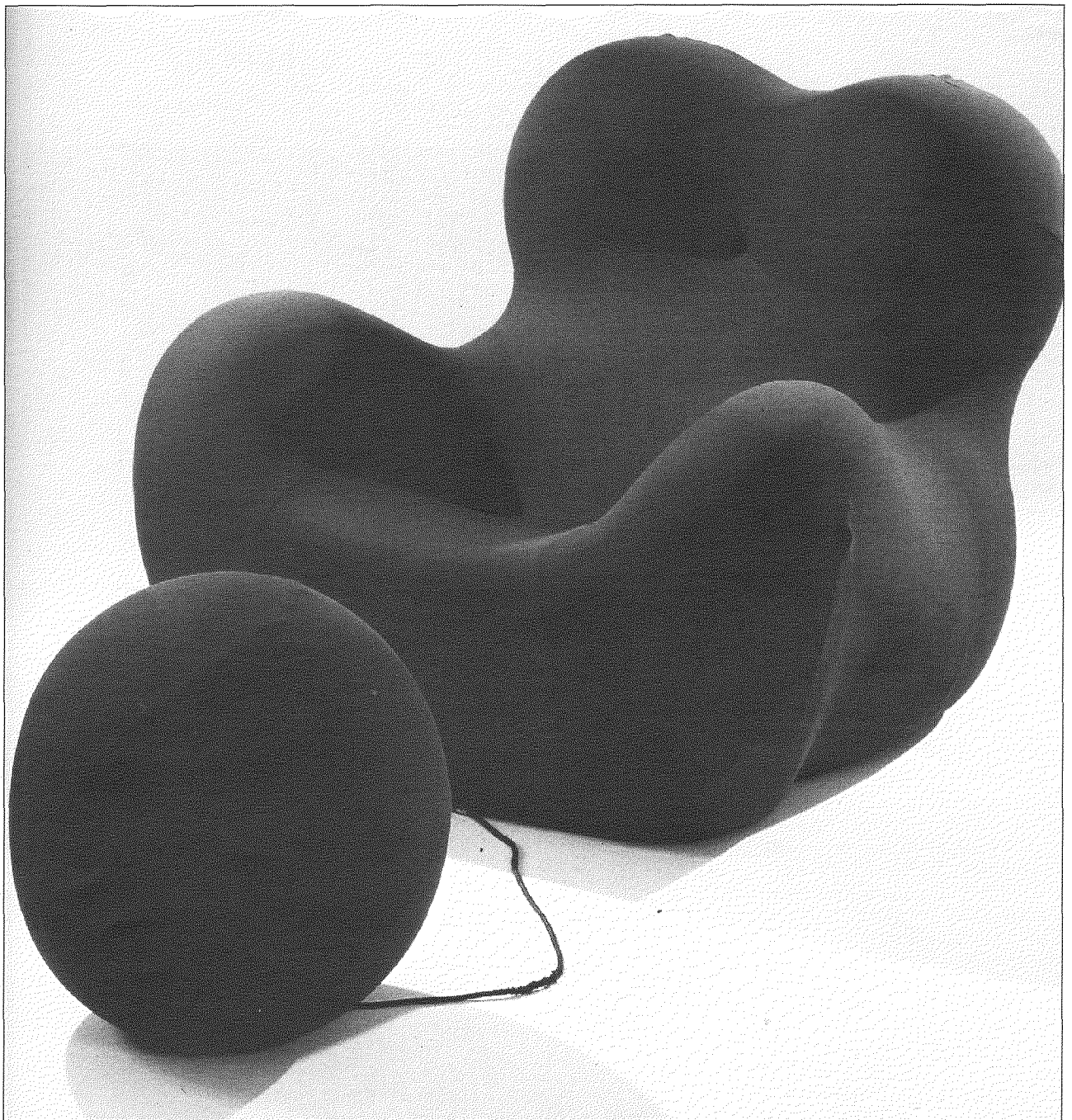
Ich will Gott loben und singen. Dass das hebräische Wort für Seele «näfäsch» auch die Kehle bezeichnet, hat mich schon immer berührt. Im Weinen, im Schreien, in der Sprache, im Schweigen, im Gesang, im Essen und Trinken, im Hunger und im Durst geschieht für mich vielfältig Gott.

Ich singe Gott, ihr allein zur Ehre, und finde mich dabei befreit von mir selbst, vom bedrückenden Staub der Schwermut, der sich manchmal auf die Sinne zu legen und alles zu verstopfen droht. Ich lobe Gott, zum Beispiel zusammen mit der Dichterin Gioconda Belli (Zauber gegen die Kälte):

Ich lebe

*Ah!Lang währe die Macht
der Göttin
die heute Sturmglocken
anschlägt in meinem Blut.*





*Wie ein weiblicher Baum
mächtig, ausladend
herrlich
so fühle ich mich.
Eine Frau, nicht mehr jung
sondern ganz.
Meine Wünsche nicht mehr Ahnungen
sondern Gewissheiten. ...
Das lebendige Leben überzeugt mich je-
den Tag
von der Nichtigkeit der Niederlagen. ...
Mit den Tropen im Haar
fordere ich Missmut und verzagte
Sirenen heraus
reize ich Hochhäuser und verstopfte
Beamte mit strengen Krawatten
blind wie Maulwürfe in ihrem Bau.*

Von Gott kommt keine ohne Auftrag
zurück. Ich empfinde dies als wahr. Als
oft ängstlicher Mensch hilft mir Gott,
mich nicht zu ducken, sondern für ihr
Recht zu streiten. Wunderbar ausge-
drückt von Hilde Domin:

Postulat

*Ich will einen Streifen Papier
so gross wie ich
ein Meter sechzig
darauf ein Gedicht
das schreit
sowie einer vorübergeht
schreit in schwarzen Buchstaben
das etwas Unmögliches verlangt
Zivilcourage zum Beispiel
diesen Mut den kein Tier hat
Mit-Schmerz zum Beispiel
Solidarität statt Herde
Fremd-Worte
heimisch zu machen im Tun*

Mensch

*Tier das Zivilcourage hat
Mensch
Tier das den Mit-Schmerz kennt
Tier
das Gedichte schreibt
Gedicht*

*das Unmögliches verlangt
von jedem der vorbeigeht
dringend
unabweisbar
als rufe es
«Trink Coca-Cola»*

Kein Wort von Gott in diesem Gedicht,
aber für mich ist es pure Gottesrede,
Gott als das Fremd-Wort, das heimisch
werden will in unserm Tun. Grossmütig,
unserer Verführbarkeit eingedenk mit
Schalk und hoffentlich Barmherzigkeit,
aber unerbittlich, nichts Geringeres for-
dernd und hoffend als unsere Stern-
Menschlichkeit.

Gott – nach Unbekannt verzogen

Barbara Seiler

16

«Theologin ist eine, die umgetrieben ist von der Gottesfrage.» Das sagte mir einst einer meiner Professoren, als ich wieder einmal unterzugehen drohte in der Flut der Antworten derer, die wissen, wo Gott hockt und mit ihm von Du zu Du verkehren.

Für die Frommen an der Fakultät war dieser Professor der Inbegriff des gottlosen Theologen; mehr als einer hat seinen Weg an den Nagel gehängt, um «seinen Glauben nicht zu verlieren». Für mich, die ich nichts zu verlieren hatte, war er ein Gewinn. Er hat mir ermöglicht, mich trotz meiner Fragen und Zweifel als Theologin zu verstehen. Heute bin ich keine mehr.

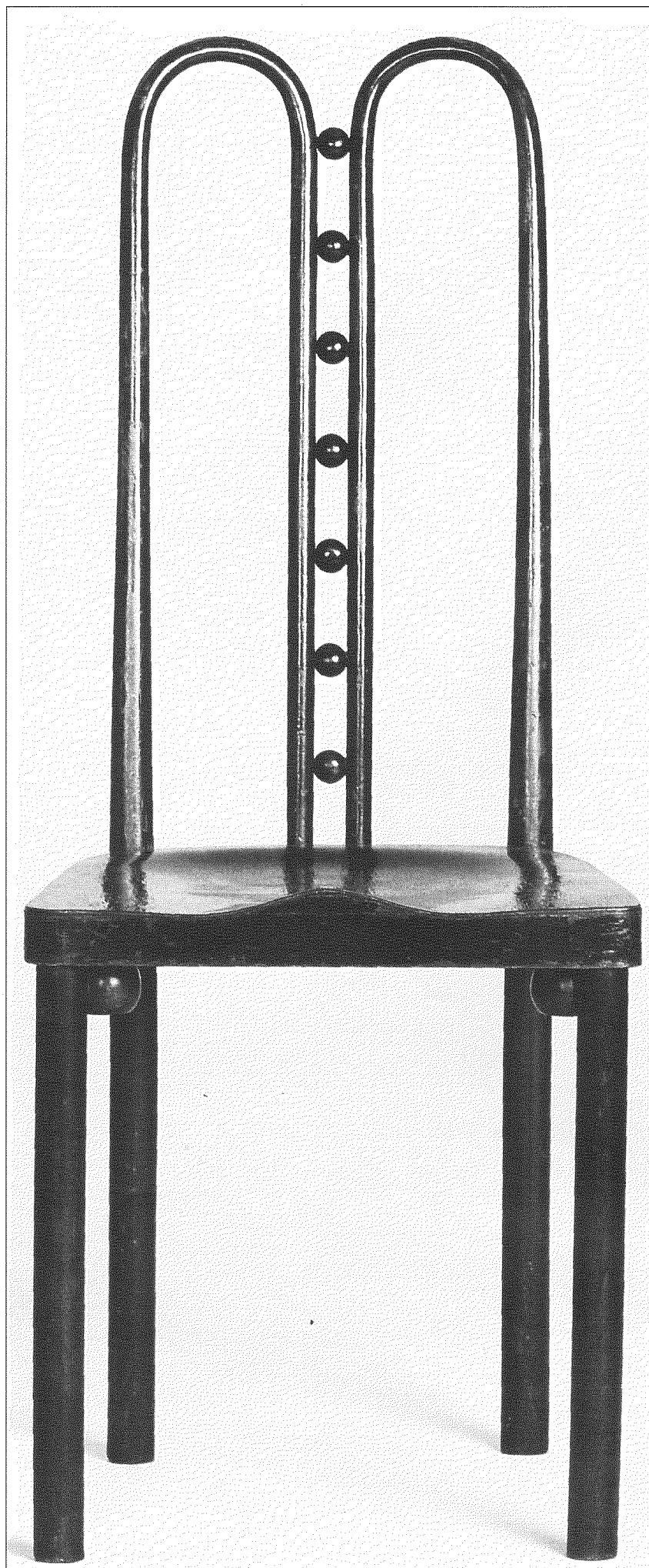
Und damit wäre aus meiner Sicht das wesentliche schon gesagt, was ich zum Thema Gott zu sagen hätte: Er/Sie/Es treibt mich nicht mehr um. Punkt.

Warum? Darauf habe ich keine Antwort. Denn es ist nicht so, dass ich unterdessen die Antworten gefunden hätte, die ich jahrelang gesucht habe. Es sind nicht die Antworten, die mir abhanden gekommen sind, sondern die Fragen.

Ich wurde hineingeboren in das christliche Koordinatensystem von Schuld und Vergebung, von Verdammnis und Erlösung. Verorten konnte ich mich darin nie so richtig, auch wenn ich die Regeln des christlichen Sprachspieles beherrschen gelernt habe.

Unterdessen ist mir klar, dass dieses Sprachspiel nicht meines ist, auch dann nicht, wenn es feministisch gewendet wird. Und ich habe im Moment kein Bedürfnis, es durch ein anderes religiöses Sprachspiel zu ersetzen, noch mir eines nach meinen eigenen Regeln zu basteln. Ich lasse die Frage nach der Transzendenz im Moment ganz einfach auf sich beruhen. Denkfaulheit? Fatalismus? Vielleicht, ich weiss es nicht.

Nur manchmal fliegt mich der Gedanke an, dass mein Gottvertrauen heute grösser ist, als zu den Zeiten, als ich noch von der Gottesfrage umgetrieben war.



Dieser Sammelband ist Frauen gewidmet, die einen Teil ihres Lebens mit und neben namhaften Theologen und Religionsphilosophen des 20. Jahrhunderts verbracht haben.

Über einige unter ihnen ist in den letzten Jahren breits geschrieben worden, so etwa Clara Ragaz-Nadig oder Charlotte von Kirschbaum, die Mitarbeiterin und Geliebte Karl Barths, die 30 Jahre mit ihm und seiner Ehefrau Nelly in einem Haushalt zusammenlebte. Im vorliegenden Band ist nun auch Nelly Barth ein Aufsatz gewidmet. Aus dem Schatten ihrer Männer hervorgeholt werden auch bis anhin unbekanntere Frauen, wie Paula Buber, die Partnerin des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber. Sie schrieb selber Romane und hatte wesentlichen literarischen Anteil an den von ihrem Mann veröffentlichten «Erzählungen der Chassidim».

Der fast 400 Seiten dicke Band entführt in Frauenbiographien, die unterschiedlicher kaum sein könnten, und doch haben all diese Frauen eines gemeinsam: sie waren Persönlichkeiten.

Helen Schüngel-Straumann, Die Frau am Anfang. Eva und die Folgen, Münster, Hamburg, London 1997.

Die fundierte Auseinandersetzung von Helen Schüngel-Straumann mit der für Frauen fatalen Wirkungsgeschichte der ersten Kapitel der Bibel ist vom Litverlag neu aufgelegt worden.

Eva, die Frau am Anfang, ist in unserer Kultur zum Symbol für die Unzuverlässigkeit von Frauen geworden, zur Verführerin, zur Ursache allen Übels. Die Autorin arbeitet sich in ebenso spannender wie sachkundiger Darstellung zu den Anfängen vor. Sie zeigt, welche entstellenden Auslegungen dazu führten, Frauen aus gesellschaftlichen und religiösen Bereichen zu verdrängen und dem Mann unterzuordnen.

Eva wird hier mit anderen Augen gesehen. Mit viel Sensibilität entwickelt die Autorin durch eine sinnerechte Erschliessung der Texte ein unverzerrtes Bild der ersten biblischen Frauengestalt. Frauen und Männern macht sie damit Mut, einen befreienden Zugang zu den Ursprüngen eines ganzheitlichen Glaubens zu finden.

Ulrike Bail, Gegen das Schweigen klagen. Eine intertextuelle Studie zu den Klagepsalmen Ps 6 und Ps 55 und der Erzählung von der Vergewaltigung Tamars, Gütersloh 1998.

Vergewaltigten Frauen wird im doppelten Sinne die Sprache genommen: Die Ungeheuerlichkeit der Erfahrung führt dazu, dass die Frauen verstummen. Gleichzeitig erlauben es das Tabu Vergewaltigung und die soziale Umgebung nicht, dass dieser Missbrauch in Worte gefasst wird.

Ulrike Bail liest Samuel und die Klagepsalmen als sprachliche Repräsentation von Vergewaltigung. Die klar gegliederte, lebendig und allgemein verständlich geschriebene Dissertation

verbindet die folgenden Schwerpunkte: Psalmenauslegung, exegetische Methodendiskussion und das Thema sexuelle Gewalt gegen Frauen.

Im Mittelpunkt steht nicht die Suche nach möglichen historischen Autorinnen der Psalmen, sondern die Vieldeutigkeit und Offenheit der Klagepsalmen als literarische Texte. Die Klagepsalmen erweisen sich als solidarische Texte, die der Klage und der Anklage der verstummten Opfer ihre Stimme verleihen. Sie sind Widerstandstexte gegen das (Ver-)Schweigen, die Gewalt und den Schrecken.

Elisabeth Schüssler Fiorenza, Jesus – Miriams Kind, Sophias Prophet. Kritische Anfragen feministischer Christologie, Gütersloh 1997.

Carola Meier-Seethaler, Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft, Beck'sche Reihe 1997. Die Philosophin Annemarie Pieper schreibt dazu: «... ein grossartiges Buch, das ich selbst gern geschrieben hätte..., glänzend in der Sache und der Schreibe.»

Farideh Akashe-Böhme, Die islamische Frau ist anders. Vorurteile und Realitäten, Gütersloh 1997.

Ausgehend von der Stellung der Frau in Koran und Bibel beleuchtet die Autorin christliche (Vor)urteile und gelangt so zu einem realistischen Urteil über Unterschiede und Gemeinsamkeiten von islamisch und christlich sozialisierten Frauen.

der gottesdienst. Liturgische Texte in gerechter Sprache, 4 Bände oder CD-ROM. Erhard Domay und Hanne Köhler (Hrsg.), Gütersloh 1997 bis 2000.

Band 1 dieser Sammlung zum Gottesdienst allgemein ist im Herbst 1997 erschienen; Band 2 zum Abendmahl und zu den Kasualien soll ab Frühling 1998 erhältlich sein. Geplant sind weiter ein Band mit neuen Psalmübersetzungen und -übertragungen und die Lesungstexte aus verschiedenen Perikopenreihen ebenfalls in neuer Übersetzung.

Die Reihe hat sich zum Ziel gemacht, alle freien und feststehenden Texte des Gottesdienstes in gerechter Sprache zur Verfügung zu stellen. Gerecht, das heisst für die HerausgeberInnen frauengerecht, es heisst aber auch, Angehörige anderer Religionen, gesellschaftlich marginalisierte Gruppen und Ausländerinnen nicht auszugrenzen.

Sabime Ahrens, Giselheid Bahrenberg u.a., Diesseits von Eden. Feministische Gottesdienste, Gütersloh 1998 (erscheint im April).

Verschiedene Autorinnen stellen Gottesdienstmodelle von ihrer Entwicklung bis zur Durchführung vor.

Buchbesprechung

Gottflamme – Du Schöne.

Lob- und Klagegedichte von Carola Moosbach, Gütersloh 1997.

«Ich weiss noch so wenig über Dich Schwester Gott / die seltsamsten Geschichten sind über Dich im Umlauf...» Über dieses «Gott» weiss ich seit der Begegnung mit Carola Moosbachs Gedichten mehr. Nicht inhaltlich mehr, sondern in der Art des Sprechens mit Gott, in der Art des Fluchens, Klagens und Lobens zu Gott hin. Diese Gottsucherin schreibt mitten aus ihrem erlebten Leben voller Erinnerungs-Narben, voller Such-Augen, voller Hoffnungs-Pulse heraus.

Näherungen an ein neues Gottesbild, Anklagen und Schreie, Lobgebete und Gebete zu den zehn Geboten: so heissen die Teile, die Carola Moosbach in ihrem Buch aneinandergesetzt hat. Die kraftvolle, bildreiche, poetisch-theologische Sprache, die die Autorin hier vorlegt, ist unglaublich berührend. Ohnmächtige Wut und Traurigkeit überfallen mich beim Vorstellen einer sexuell missbrauchten Kindheit. Wut und auch Hass für solche Väter des Tuns und solche Mütter des Zu-Lassens. Wut auch über Priester, die den Götzengott, den opferfordernenden, mit seinen Bildern tief in Kinderseelen hineinstossen.

Das Wunder der Auferstehung einer Frau nach Höllenfahrten und Folterqualen – nichts mehr und nichts weniger ist im vorliegenden Buch gesammelt. Es ist wie ein Psalmenbuch unserer Zeit.

Und dass Carola Moosbach ihre gefüllten Tränenseen in solch kostbare Worte verwandeln konnte, ist ein Wunder und kann ein Trost- und Hoffungsgeflecht werden für Menschen in Tod und Dunkel.

Monika Hungerbühler

Neuerscheinungen

Ich bin was ich bin. Frauen neben grossen Theologen und Religionsphilosophen des 20. Jahrhunderts. Esther Röhr (Hrsg.), Gütersloh 1997.

Berichte

Neue Gesellschaftsmodelle entwerfen

Im Januar haben an der theologischen Fakultät der Universität Basel die Thematage «Gesellschaftsentwürfe – Geschlechterdifferenz in Privatbereich, Religion und Gesellschaft» stattgefunden. Zehn Referentinnen und ein Referent beleuchteten die Geschlechterverhältnisse im privaten und öffentlichen Leben und entwarfen Vorstellungen einer gleichberechtigten Gesellschaft. Der folgende Bericht gibt einen Überblick über die Veranstaltung.

Am ersten Tag der theologischen Thematage standen Beziehungen und Familie im Zentrum. Die Psychologin Ingrid Sturm hielt in ihrem Referat «Beziehung mit Schlageite» fest, dass «männliche Gewalt kein Problem von durchgebrannten Sicherungen» sei. Vielmehr finde die Gewalt ihren Ursprung in einem ständigen Willen nach Dominanz und Macht. In der anschließenden Podiumsdiskussion blieb jedoch unbeantwortet, wie sich Pfarrer und Pfarrerrinnen bei einer Konfrontation mit Gewalt in Paarbeziehungen verhalten sollten.

Der Alltag der drei Seelsorgerinnen, die sich dem Publikum am Dienstag präsentierten, könnte nicht unterschiedlicher sein: So ist Bea Wyler, Frau Rabbiner aus Niedersachsen, die einzige Rabbinerin in Deutschland – und stösst dementsprechend auf Widerstand. Käthi Ehrensperger, Pfarrerin der Kirchgemeinde Binningen-Bottmingen hat es, zumindest von aussen gesehen, einfacher. Doch auch sie schlägt sich damit herum, als Frau einen traditionellen Männerberuf übernommen zu haben und als Pfarrerin zusätzliche Erwartungen zu wecken. Die Funktion der katholischen Pastoralassistentin Monika Hungerbühler erschien paradox: Theoretisch darf sie nichts, praktisch macht sie alles. Was hält sie trotz ihrer Wut und ihrem Unverständnis gegenüber den patriarchalen Strukturen in der Katholischen Kirche? «Begegnungen mit frechen Frauen und sinnlichen Männern, die das enge Korsett des Katholizismus

sprengen», war ihre Antwort. So erfrischend wie diese Antwort ist auch Frau Rabbiner Wylers unkomplizierter Umgang mit jüdischen Traditionen. So dürfen in den drei Gemeinden, denen sie als Rabbinerin vorsteht, Frauen sämtliche religiöse Funktionen ausüben – auch traditionell männliche. Dies ist möglich, weil die einzelne jüdische Gemeinde relativ autonom entscheiden kann.

Um den gesellschaftlichen Bereich ging es am letzten Tag. Das Referat von Helen Schüngel-Straumann zu «Mann und Frau in den ersten Kapiteln der Bibel» befasste sich mit Texten, die über Jahrhunderte als Grundlage für die Ausgrenzung von Frauen aus gesellschaftlichen Bereichen gedient haben. Das Referat gab immer wieder Grund zur Heiterkeit. Da und dort war auch ein Kopfschütteln zu sehen. Die androzentrischen Interpretationen der Schöpfungsgeschichte schienen für heutige Theologen und Theologinnen oft an den Haaren herbeigezogen zu sein.

Auch die Basler Historikerin Susanna Burghartz verstand es, das Publikum in ihren Bann zu ziehen. Am Beispiel der Urteile des Basler Ehegerichts schilderte sie Zölibat und Ehe im Zeitalter der Reformation. Die Neubewertung von Sexualität, Ehe und Körper in der Reformation, so Burghartz, habe neben der Ablehnung des Zwangszölibats – für Luther eine «Erfindung des Teufels» – zu einer Aufwertung der ehelichen Sexualität geführt: «Reinheit durch Ehe» wurde von den Reformatoren gefordert. Der Blick einer Nicht-Theologin auf den Einfluss der Kirche über den Umgang mit Sexualität war bereichernd.

Zum Schluss sprach sich der Zürcher Theologieprofessor und Sozialethiker Hans Ruh für einen neuen Gesellschaftsvertrag aus. Mindestens teilweise müssten Arbeit und Lohn entkoppelt werden. Der Grund leuchtet ein: Wird das Geld als Massstab für Wert ausser Kraft gesetzt, bricht auch die Grenze zwischen wertvoller Erwerbsarbeit und wertloser Hausarbeit zusammen.

Der neue Gesellschaftsvertrag blieb allerdings für viele ein utopisches Gedankenspiel.

Trotzdem: Mit einer erfrischenden Selbstverständlichkeit haben die ReferentInnen gezeigt, dass neue Gesellschaftsentwürfe möglich sind. Eine Selbstverständlichkeit, die Mut macht und Vorbild sein sollte.

Bericht von Paula Carega (gekürzt und bearbeitet von Ursula Vock)

Kartenaktion «Christinnen und Christen für freien Entscheid» – Ja zur Unterstützung der Fristenregelung im Parlament

Wenn die Räte dem Entscheid der Rechtskommission des Nationalrates folgen, dann soll der Schwangerschaftsabbruch in den ersten vierzehn Wochen nicht mehr strafbar sein. Dieser Vor-schlag ist bereits in der Vernehmlassung

im vergangenen Jahr auf ein positives Echo gestossen: Die Mehrheit der Parteien, Kantone und Organisationen stimmte dem Grundsatz zu, dass strafrechtliche Bestimmungen keine geeignete Massnahme darstellen, um Schwangerschaftsabbrüche zu verhindern. Sie befürworten eine Regelung, welche den Frauen eine eigene Urteils-kraft zutraut und auf ihre moralische Kompetenz vertraut. Dem stimmen auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund und die Christkatholische Kirche zu. Die katholische Bischofskonferenz hingegen äussert sich ablehnend zur vorgeschlagenen Fristenregelung. Obschon mit dem Kommissionsentscheid ein mittlerer Lösungsweg im jahrzehntelangen Ringen um die Straflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs eingeschlagen wurde, wird man sich auf eine breite Debatte in der Nationalratssession vom Juni dieses Jahres gefasst machen müssen. Mit der von uns mitgetragenen Kartenaktion «Christinnen und Christen für freien Entscheid» möchten wir vor allem in kirchlichen und kirchennahen Kreisen um Unterstützung suchen für die Einführung einer Fristenregelung und jene Kräfte stärken, die sich für eine Entkriminalisierung des Schwangerschaftsabbruchs einsetzen. Nach 25jähriger Diskussion muss es diesmal gelingen, eine Regelung zum Durchbruch zu verhelfen, die die moralische Entscheidungskompetenz der Frau respektiert.

Weitere Karten können bestellt werden bei: Verein Frauen und Kirche, Postfach 9433, 6002 Luzern, Tel. 041/210 52 20.

In eigener Sache

FAMA-Kartenaktion: Es hat noch...



Das Bild von Agnes Barmettler und das Foto mit den «Herumtreiberinnen» können weiterhin als Postkarten bestellt werden. Eine Karte kostet Fr. 1.80, unsere Versandkosten sind darin bereits eingeschlossen. Sie erhalten die Karten gegen Vorauszahlung auf das PC

40-28628-3. Bitte geben Sie genau an, welche und wieviele Karten Sie möchten.

Bestellungen bei: Verein FAMA, Monika Hungerbühler, Postfach 300, 4012 Basel.

Nochmals Karten ...

Die Frauenplastiken in der letzten FAMA «Inkarnation im Frauenleib» haben unseren Leserinnen und Lesern sehr gut gefallen und wir haben viele Anfragen bekommen, wo die Bilder bezogen werden können. Hier ist die Adresse der Künstlerin. Ein Kartenset aus dem Zyklus «Die Lust» kostet bei ihr Fr. 18,- plus Porto:

Elisabeth Wieser Schiestl, Mozartstr. 5, A-6845 Hohenems.

Neue FAMA-Redaktorin

Ja, das FAMA-Team war noch immer nicht wieder ganz vollständig ...

Mit diesem Heft nimmt Jacqueline Sonogo Mettner ihre Mitarbeit in unserer Redaktion auf. Die 36-jährige Theologin arbeitet als Pfarrerin an einer 50%-Stelle in Maur. Sie ist verheiratet und Mutter von vier Kindern.

Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit Jacqueline.

Dank an FAMA-

GönnerInnen/SpenderInnen

Wir danken all denen, die ihren Rechnungsbeitrag 1998 aufgerundet haben oder uns eine kleinere oder grössere Spende zukommen liessen. Herzlichen Dank!

Hinweise

Mythos Wirtschaft – feministisch entzaubert

Eine feministische Studienwoche zur Auseinandersetzung mit der neoliberalen Wirtschaftspolitik und -theorie.

Am Thema gearbeitet wird mit Referaten und Textarbeit; in Diskussionen werden die Prämissen und vermeintlichen Sachzwänge der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik und -theorie hinterfragt. Referentin ist Gertrud Ochsner, die bei der Aktion Finanzplatz Schweiz arbeitet und Soziologie und Ökonomie studiert. Die Studienwoche findet statt vom 13.–18. April im Charmey und wird organisiert von Frauen, die an den Universitäten Münster (D) und Fribourg (CH) studieren.

Auskunft und Anmeldung bei: Regula Sarbach, Rue de Bertigny 45, 1700 Fribourg, Tel. 026/ 424 02 75.

Tagungen zum Thema Kinderwunsch Unerfüllter Kinderwunsch.

Für Paare, die sich mit ihrer Kinderlosigkeit auseinandersetzen wollen.

Leitung: Lilly und Hans-P. Dür-Gademann.

3.–5. April im Tagungszentrum Rügel, 5707 Seengen, Tel. 062/767 60 50; Fax 062/767 60 51.

Ohne Kind – ohne Sinn?

Ein Wochenende für Frauen, Männer, Paare, die gerne Kinder hätten. Trauerarbeit für Menschen, die ihrem Wunsch nach eigenen Kindern nachgehen wollen. Leitung Zita Frey und Walter Zink. 4.–5. April im Tagungszentrum Evang. Heimstätte Leuenberg, 4434 Hölstein, Tel. 061/951 14 81; Fax: 061/951 15 44.

Göttinnen in jeder Frau

Tagung für Frauen nach dem gleichnamigen Buch von Jean Shinoda Bolen. 17.–19. April, Leitung: Heidi Hofer Schweingruber.

Nähere Informationen: Bildungszentrum Matt, Kurssekretariat, Mattstrasse, 6103 Schwarzenberg;

Tel. 041/497 20 22, Fax: 041/497 20 41.

Die Gleichstellung der Geschlechter und die Kirche

Die interdisziplinäre Tagung befasst sich aus politischer, rechtlicher und theologischer Sicht mit der Gleichstellung der Geschlechter und fragt nach der Stellung von Mann und Frau in der katholischen Kirche. Veranstalter der Tagung vom 18. April ist der Lehrstuhl für (Staats-)Kirchenrecht der Universitären Hochschule Luzern.

Anmeldung und Information bei: Andrea Belliger, Tagungsleiterin, Lehrstuhl für Kirchenrecht/Staatskirchenrecht, Universitäre Hochschule Luzern, Postfach 7424, 6000 Luzern 7.

Un-sichtbar da! Lässt Du Dich sehen?

Eine Tagung für junge Lesben oder an lesbischer Lebensweise Interessierte.

Ein Mutmachwochenende für junge Frauen zwischen ca. 16 und 25 Jahren, die sich zu Frauen hingezogen fühlen – vielleicht für alle sichtbar, vielleicht auch nicht.

Ein Wochenende um über die schönen und schwierigen Seiten lesbischer Lebensweisen nachzudenken und zu diskutieren. Ein Wochenende um sich einander gegenseitig zu zeigen und zusammen sichtbar zu sein. Datum: 2./3. Mai. Prospekte und Anmeldung bei: Bundesleitung Blauring, St. Karli-Quai 12, 6000 Luzern 5, Tel. 041/ 419 47 47.

Für oder gegen eine Fristenregelung? Beratungspflicht oder Beratungsangebot

Tagung zum Streit um eine bessere rechtliche Regelung des Schwangerschaftsabbruchs. Leitung: Max Keller. Freitag/Samstag, 8./9. Mai in der Paulus-Akademie Zürich.

Migrantinnen und einheimische Frauen – Zusammenarbeit und Vernetzung

Tagung für Frauen verschiedener Herkunft. Leitung: Brigit Keller. Samstag/Sonntag 9./10. Mai in der Paulus-Akademie Zürich.

Auskunft und Programm für beide Veranstaltungen der Paulus-Akademie:

PAZ, Postfach 361, 8053 Zürich, Tel. 01/381 34 00; Fax: 01/381 95 01.

Schweizerischer Katholischer Frauenbund (SKF) bittet Jüdinnen und Juden um Verzeihung

Der Schweizerische Katholische Frauenbund hat gemeinsam mit anderen Frauenorganisationen ein Papier zum christlichen Antijudaismus in Vergangenheit und Gegenwart erarbeitet.

Der SKF bekennt sich darin zum Juden Jesus und zur Gemeinschaft des einen Bundes und besinnt sich auf die Verwurzelung des Christentums im Judentum. Auf dem Weg zu einem versöhnten Miteinander will der SKF sich von konstruierten Gegensätzen wie z.B. «das frauenfeindliche Judentum – Jesus der Frauenfreund» distanzieren. Der SKF verurteilt Schuldzuweisungen wie z.B. «die Juden sind schuld am Leiden und Tod Jesu» und fordert einen differenzierten und sensiblen Umgang mit liturgischen und biblischen Texten und deren Auslegung in der kirchlichen Praxis und theologischen Wissenschaft.

Die Erklärung wird mitgetragen vom Evangelischen Frauenbund, vom Ökumenischen Forum Christlicher Frauen in Europa (Schweizer Komitee) und vom Schweizerischen Weltgebetstagskomitee.

Die Erklärung kann als Faltblatt bestellt werden bei: SKF-Zentralsekretariat, Postfach 7854, 6000 Luzern 7 gegen ein frankiertes und adressiertes Rückantwortcouvert. Dazu können auch weitere Arbeitshilfen und Liturgievorlagen verlangt werden.

Broschüren

Umm Abdullah und Samira – Palästinenserinnen erzählen

Das neue Dossier des Christlichen Friedensdienstes enthält Geschichten einer Mutter und einer Tochter aus dem Flüchtlingslager Aida am Stadtrand von Bethlehem, einer der sensibelsten Zonen der heutigen Auseinandersetzungen und Konflikte zwischen palästinensischer (Lager-)Bevölkerung und israelischen Sicherheitskräften.

Die Geschichten von Umm Abdullah und Samira sind ein Baustein zum besseren Verständnis des Nahostkonflikts.

Das cfd-Dossier kann für 12 Franken bestellt werden bei: cfd, Christlicher Friedensdienst, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031/301 60 06; Fax 031/302 87 34.

Wir gratulieren ...

... zur Gründung der IG Frauen Kirchen Schweiz

Am 8. März wurde in der Pauluskirche in Bern die IG FrauenKirchen Schweiz gegründet mit dem Ziel, die gemeinsamen Interessen verschiedener kantonaler und regionaler ökumenischer Frauenbewegungen besser wahrnehmen und einander gegenseitig besser unterstützen zu können. Herzliche Gratulation!

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Lehner, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Zürich

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 24.–
GönnerInnenabo Fr. 30.–
Auslandabo: Fr. 26.–/DM 28.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Der Stuhl ist leer (Silvia Strahm Bernet)	3
Eigentlich (Dorothee Dieterich)	5
Ich habe dich beim Namen gerufen... (Monika Hungerbühler)	6
... aber ich glaube daran (Doris Strahm)	8
Den Mangel einbauen (Ursula Vock)	10
Jene Gegenwart, die ist (Barbara Lehner)	12
Gott (Li Hangartner)	13
SternMenschen (Jacqueline Sonogo Mettner)	14
Gott – nach Unbekannt verzogen (Barbara Seiler)	16
Literatur	17
Forum	18

Bildnachweis

Die Bilder in dieser Nummer stammen aus dem Katalog «100 Masterpieces aus der Sammlung des Vitra Design Museums». Das Museum befindet sich in Weil am Rhein und beherbergt eine der grössten Sammlungen von Designer-Stühlen. Auf dem Titelbild ein Stuhlobjekt von Alessandro Mendini mit dem Namen «Lassù» (dt: dort oben/dort hinauf).

Hinweis

Am 13./14. Juni findet in der Paulus-Akademie Zürich unter dem Titel «Miteinander zu Rate gehen» eine Tagung mit Elisabeth Schüssler Fiorenza statt zu feministischer Befreiungshermeneutik.

Voranzeigen

Im April und im Mai organisiert die Werkstatt offene Welt (WoW) zwei Tagungen im Missionshaus Basel:

- Schwestern über Kontinente?! – Workshop mit Arche Ligo, feministische Befreiungstheologin aus den Philippinen, 7. April 98.
- Frauentagung «Weltgeschäft-Frauenarbeit» vom 15.-17. Mai 98, mit Irène Meier, Regula Frey Nakonz, Barbara Lehner und Vreni Schneider.

Auskunft bei: Margrit Setz, WoW, Missionsstr. 21, 4003 Basel, Tel. 061/268 83 14.

In eigener Sache

Die Themen der nächsten Nummern:

Früchte des Verstehens, Früchte des Verdachts – zum Einfluss des Denkens von Elisabeth Schüssler Fiorenza auf die feministische Theologie (Juni)

Essen (September)

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Dorothee Dieterich, Kartausgasse 11, 4058 Basel
Li Hangartner, Eichmattstrasse 4, 6005 Luzern
Monika Hungerbühler, Kannenfeldstrasse 35, 4056 Basel
Barbara Lehner, Bernstrasse 30, 6003 Luzern
Barbara Seiler, Eichbühlstrasse 6, 8004 Zürich
Jacqueline Sonogo Mettner, Kirchweg 3, 8124 Maur
Doris Strahm, Gotthelfstrasse 89, 4054 Basel
Silvia Strahm Bernet, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern
Ursula Vock, Winterthurerstrasse 83, 8006 Zürich